

I. Feldpostbriefe und Augenzeugenschaft – Einleitung

I.1. Das Thema

„Als der erste Feldbrief in der Zeitung erschien, schlug eine unbekannte warme Welle uns an. Aus dem Geschehen war plötzlich Erleben geworden. Es war eine Vermittlung erreicht zwischen dem heimatlichen Leser und den fernen Ereignissen, indem einer, der sie durchmachte, sie uns erzählte. So einfach das ist, so neu und gewaltig ist es. Wie es noch viel gewaltiger ist, daß Geschichte Gegenwart wird als daß Gegenwart Geschichte wird. Der Brief erhielt Zeugniswert.“¹

Der Literaturwissenschaftler und Journalist Oskar Bie hat mit seiner emphatisch vorgetragenen Beobachtung vom November 1914 durchaus recht: Feldpostbriefe sind mehr als private und persönliche Dokumente des Krieges allein. In Zeitungen und rasch aufgelegten Editionen publiziert, geraten sie zum Bestandteil der öffentlichen Darstellung des Krieges und wenig später zu allerdings schon minder wichtigen Versatzstücken in der propagierten Erinnerung an ihn. „Ihre mythischen Reize“² als Mittler zwischen Front und Heimat, zwischen Gegenwart und Geschichte, resultieren dabei insbesondere aus einer Eigenschaft: sie gelten als Medium des Augenzeugen, dem in der Schilderung des Krieges ein hohes Maß an Authentizität zuerkannt wird. Ein Attribut, das insbesondere für die Überzeugungskraft der von Briefen erwarteten subjektiven, emotionalen Aussagen von Wichtigkeit ist.

„So neu und gewaltig“ dies nicht nur auf Oskar Bie wirkte, so überraschend ist es, daß in der Forschung diesem Umstand bisher kaum Rechnung getragen wird. Die vorliegende Studie ist ein Versuch, dem abzuhelfen. Der komplexe Zusammenhang zwischen Feldpostbrief und Augenzeugenschaft, deren Bedeutung in der Kriegsöffentlichkeit und die daraus folgenden, freilich oft auch scheiternden Instrumentalisierungen authentischen Kriegserlebens bilden ihr Thema. Ihre zentrale These lautet: Feldpostbriefe des Ersten Weltkriegs können nicht von der politisch-intellektuellen Kultur ihrer Entstehungszeit und der Funktion getrennt werden, die ihnen darin zugeschrieben wurde. Andernfalls bliebe ihr Anteil an der „komplexen Öffentlichkeitsarbeit am ‚Kriegserlebnis‘“³ unerforscht, und ihre im Verlaufe des Krieges immer deutlicher zutage tretende Rolle als Kündler von Klage, Beschwerde und psychischem Trauma verlöre an Kontur.

¹ O. Bie, Feldpostbriefe, in: Die Neue Rundschau, 25 (1914), November, S. 1602-1606, S. 1602.

² Ebd., S. 1603.

³ B. Hüppauf, Räume der Destruktion und Konstruktion von Raum. Landschaft, Sehen, Raum und der Erste Weltkrieg, in: KL/WL 3 (1991), H.5/6, S. 105-123, S. 111.

Bevor das Thema in drei großen Kapiteln (II.-IV.) bearbeitet wird, sind jedoch Vorklärungen notwendig. Zunächst muß kurz skizziert werden, wie der Quellenwert des Feldpostbriefes in der aktuellen Forschung eingeschätzt wird, welche methodischen Probleme dabei auftauchen und welche Relevanz der Feldpostbrief vor diesem Hintergrund für die vorliegende Arbeit hat (vgl. 1.1.). Darüber hinaus ist es sinnvoll, das Thema in den historischen Zusammenhang zu stellen. Denn ebensowenig wie es sich von selbst versteht, daß gerade Feldpostbriefe zum Medium des Augenzeugen werden konnten, bleibt es auch erklärungsbedürftig, unter welchen Bedingungen sich dies zu Beginn des Weltkrieges vollzog (vgl. 1.2.). Überdies bietet sich so die Möglichkeit, die Untersuchungsfelder aus dem Entstehungskontext ihres Gegenstandes zu entwickeln und zu konkretisieren (vgl. 1.3.).

1.1. „... the heartbeat of a people ...“ -

Feldpostbriefe in der Forschung und als Gegenstand dieser Studie

Der Reiz von Feldpostbriefen als Quellen für eine Erfahrungs- und Wahrnehmungsgeschichte des Krieges ist ungebrochen. Seit dem Ersten Weltkrieg blieben sie für die Forschung,⁴ aber auch als Editionsobjekt attraktiv oder wurden es im Zuge angewandter Alltagsgeschichte erneut. Nach frühen Feldpostbriefsammlungen des Ersten Weltkriegs nach 1945, stehen Editionen mittlerweile ganz im Zeichen der Friedenserziehung: wenn nicht bedingt durch die politisch eindeutige, bereits im Vorkrieg geprägte Position der Autoren oder durch die anrührende Diktion von Briefeschreibern, die nicht wissen, was und wie ihnen geschieht, dann durch das Aufzeigen ideologisch überformter oder ganz aufs Private gerichteter Wahrnehmungen des Krieges. Daneben wurden und werden immer wieder Feldpostbriefe und Tagebücher von Schriftstellern⁵ und Künstlern publiziert.

Der Quellenwert von Feldpostbriefen resultiert gemeinhin - wenngleich natürlich mit unterschiedlichem Erkenntnisinteresse - aus der „unmittelbaren

⁴ Erst jüngst haben es Manfred Hettling und Michael Jeismann unternommen, die Editions- und Rezeptionsgeschichte der bekanntesten Feldpostbriefsammlung des Ersten Weltkriegs zu untersuchen: Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, in: G. Hirschfeld/G. Krumeich/I. Renz (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993, S. 175-198.

⁵ Vgl. z. B. R. Maier, Feldpostbriefe aus dem Ersten Weltkrieg 1914-18, Stuttgart 1966; D. Kachulle (Hg.), Die Pöhlands im Krieg. Briefe einer sozialdemokratischen Bremer Arbeiterfamilie aus dem 1. Weltkrieg, Köln 1982; E. Hagener, „Es lief sich so sicher an Deinem Arm.“ Briefe einer Soldatenfrau, Weinheim/Basel 1986; F. Schumann (Hg.), „Zieh Dich warm an!“ Soldatenpost und Heimatbriefe aus zwei Weltkriegen. Chronik einer Familie, Berlin 1989. Vgl. F. Marc, Briefe aus dem Feld, neu hg. v. K. Lankheit/ U. Steffen, München 1982; M. Beckmann, Briefe im Kriege 1914/15, München 1984; A. Stramm, Briefe an Nell und Herwarth Walden, Berlin 1988; H. Barbusse, Briefe von der Front. An seine Frau 1914-17, Leipzig 1987.

Nähe zum Geschehen“. Diese Nähe lasse zumeist „sehr deutlich die Stimmung spüren, aus der heraus sie verfaßt wurden.“⁶ Eine Begründung, die sich im Kern bereits bei Hanna Hafkesbrink findet. Sie hat nach 1945 die erste Auswertung edierter Feldpostbriefe des Ersten Weltkriegs unter der suggestiven Frage vorgenommen: „Where do we feel the heartbeat of a people more directly than in their letters?“⁷

Die damit hervorgehobene Bedeutung als Material für die emotionelle und erfahrungsreiche Dimension des Krieges können Feldpostbriefe in besonderem Maße für den Ersten Weltkrieg beanspruchen. Nicht zuletzt deshalb, weil sich inzwischen der große Quellen-Konkurrent des Feldpostbriefes im Bereich authentischer Überlieferung neben dem Tagebuch⁸ - das nachträglich geführte, narrative Interview - in ausreichend großer Zahl nur noch mit soldatischen Zeitzeugen des Zweiten Weltkriegs durchführen läßt.⁹ Allerdings kann die vermutete und in der Forschung beeindruckend belegte Stärke des Interviews auch zur Schwäche geraten. Denn der Vorteil unmittelbaren Miterlebens, der sich in der Person des Interviewten mit dem der Distanz verbindet und ihm erlaubt, „zeit- und lebensgeschichtlich relevante Schwerpunkte zu setzen“, schließt vor allem angesichts der Verstrickung der Wehrmacht in Kriegsverbrennen Verdrängungen nicht aus.¹⁰ Hier bieten unter anderem Feldpostbriefe ein Korrektiv. Die Untersuchung von Feldpostbriefen kann „dabei behilflich sein, den Mantel der Barmherzigkeit des selektiven Gedächtnisses etwas beiseite zu schlagen“, ohne

⁶ K. Latzel, Vom Sterben im Krieg. Wandlungen in der Einstellung zum Soldatentod vom siebenjährigen Krieg bis zum II. Weltkrieg, Warendorf 1988, S. 18. Vgl. auch: ders., Die Zumutungen des Krieges und der Liebe. Zwei Annäherungen an Feldpostbriefe, in: P. Knoch (Hg.), Kriegsalltag, Stuttgart 1989, S. 204-221. In den vergangenen Jahren sind diverse Forschungsüberblicke zur Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs bzw. Spezialstudien erschienen, die mehr oder weniger ausführlich vom Quellenwert des Feldpostbriefes und dessen Problematik handeln. Vgl. in der Literaturliste etwa die Arbeiten von Buchbender/Sterz, Hettling/Jeismann, Humburg, Knoch, Krumeich, Latzel, Lüdtke, Mohrmann, Schikorsky, Thoß, Ulrich, Wette.

⁷ H. Hafkesbrink, Unknown Germany. An Inner Chronicle of the First World War Based on Letters and Diaries, New Haven 1947, S. VIII. Solche und ähnliche Begründungen fanden sich freilich schon während des Ersten Weltkriegs und innerhalb der Erinnerung an ihn in der Weimarer Republik. (Vgl. III. u. IV.).

⁸ Neben dem Tagebuch ist die Sonderform des nachträglich niedergelegten mündlichen Erzählens zu nennen: D. Richert, Beste Gelegenheit zum Sterben. Meine Erlebnisse im Kriege 1914-1918, hg. v. A. Tramitz/B. Ulrich, München 1989. Vgl. I. Schmitz, Dominik Richert's First World War Memoirs. The story of a last minute deserter, in: KL/WL 6 (1994), H.11/12, S. 17-32. An beiden Formen, namentlich am Tagebuch, ist besonders die potentiell lange Dauer der Eintragungen hervorzuheben. Sie kann Einblicke gewähren in sich verändernde Reaktions- und Verarbeitungsweisen. Im Bereich der Feldpostbriefe wäre dies allenfalls in Briefserien eruierbar.

⁹ Helmut Kopetzky dürfte eine der letzten Chancen zur Befragung von Soldaten des Ersten Weltkriegs genutzt haben: In den Tod - Hurra! Deutsche Jugendregimenter im I. Weltkrieg, Köln 1981.

¹⁰ Vgl. H. J. Schröder, Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten, Tübingen 1992, S. 113-116, S. 115.

daß sich „gleich ein umstandslos authentisches Zeugnis vergangener Erfahrungen“ ergibt.¹¹

Ein ähnliches Erkenntnisinteresse erwies sich hinsichtlich von Feldpostbriefen auch für den Ersten Weltkrieg als fruchtbar. Denn ebenso wie der Zweite hatte der Erste Weltkrieg als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan) zu tiefe und traumatische Spuren hinterlassen, als daß nicht auch hier ein ‚selektives Gedächtnis‘ oft kollektiv Sinn schaffen mußte, wo individuell oft Sinnlosigkeit vorherrschte. Ein psychosozialer Prozeß, der vor allem in einem programmatisch-aufgeladenen und für unterschiedliche politische Zwecke instrumentalisierbaren Begriff deutlich wurde: im „Kriegserlebnis“. Seinem Gehalt nach blieb es an den Ersten Weltkrieg gebunden; ein „Kriegserlebnis“ des Zweiten Weltkrieges existiert in der Wissenschafts- und Alltagssprache nicht.

Eine Begriffsgeschichte des „Kriegserlebnisses“ fehlt bisher. Sie hätte aber gewiß die Verbindung zu lebensphilosophischen Ganzheitsentwürfen um die Jahrhundertwende und deren Rückbesinnung auf das Individuum zu berücksichtigen, die im Kontext umfassender Kultur- und Technikkritik Raum griffen. Als Ausdruck eines Krisenbewußtseins, als ein die destruktiven Kräfte fortschreitender Industrialisierung und Verstärkung austarierendes Gegengewicht, gerieten „Leben und Erleben“ zum Fanal, in dessen Zeichen es „gegen das Tote und Erstarrte“ gehen sollte,

*„gegen eine intellektualistische, lebensfeindlich gewordene Zivilisation, gegen in Konventionen gefesselte, lebensfremde Bildung, für ein neues Lebensgefühl, um ‚echte Erlebnisse‘, überhaupt um das ‚Echte‘: um Dynamik, Kreativität, Unmittelbarkeit, Jugend“.*¹²

Im Vorkrieg fühlten sich viele Intellektuelle und Teile der Jugend solchen Zielen weithin verpflichtet. In deren Horizont lag es endlich auch nahe, den Krieg - freilich einen phantasierten Krieg, dessen Bilderwelten und Erfahrungen von der Realität des kommenden so weit entfernt waren wie sie auf ihn vorbereiten sollten - als Befreiung und Bewährung zu begrüßen. „Ein Kriegserlebnis“ nannte schlicht und wirkungsvoll Walter Flex sein rasch zum Kultbuch jugendbewegter Generationen avancierendes Kriegsbüchlein vom „Wanderer zwischen beiden Welten“ im Untertitel.¹³ Über solche kulturgeschichtlichen, im Vorkriegsjahrzehnt verwurzelten Ursprünge hinaus, aber in enger Verbindung mit ihnen, hat

¹¹ K. Latzel, „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ - Kriegserfahrungen und Perspektiven für die Nachkriegszeit in Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg, in: G. Niedhart/ D. Riesenberger (Hg.), Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeiten 1918/1945, München 1992, S. 331-343, S. 438-439, S. 331.

¹² H. Schnädelbach, Philosophie in Deutschland 1831 - 1933, Frankfurt/M. 1983, S. 172ff., S. 172.

¹³ W. Flex, Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis (1916), in: ders., Gesammelte Werke, Bd.1, München 1936, S. 185-265. In vielen Passagen orientiert sich Flex an Aussagen, die schon in seinen Kriegsbriefen an Ernst Würche zu finden sind, dessen „Gedächtnis“ das Buch gewidmet war. Vgl. J. Klein, Walter Flex, ein Deuter des Weltkrieges. Ein Beitrag zur literaturgeschichtlichen Wertung deutscher Kriegsdichtung, Marburg 1929, S. 33-36.

der Erlebnis-Begriff nach 1918 eine zusätzliche Wirkung entfaltet. Als Kernbegriff prägte das Kriegserlebnis bekanntlich eine ganze literarische Gattung und geriet schließlich zum Ursprung einer „revolutionären ideologischen Dynamik, die aus dem Geschehen des großen Krieges heraus der nationalen Zukunft den Weg weisen wollte“.¹⁴

Angesichts der dadurch noch forcierten „Verdrängung der Niederlage“,¹⁵ schien es durchaus angemessen, unter anderem Feldpostbriefe als authentische und erfahrungsgesättigte Vergleichsgröße in der neueren Forschung zu nutzen. Vor allem durch sie mochte es gelingen, die so heroische, durch begeisterte Opferbereitschaft, schließlich von eiserner Pflichterfüllung geprägte und vom Glauben an die Überlegenheit ‚des‘ deutschen Frontsoldaten beseelte Überlieferung im propagierten „Kriegserlebnis“ in Frage zu stellen. Insbesondere die psychischen Wirkungen des Massen- und Materialkrieges, dessen Vernichtungswerk alles Bekannte oder auch nur Erahnte überbot, sollten auf diese Weise zum Untersuchungsgegenstand werden. Schon früh wurde daher gefordert, der psychischen Dimension des Kriegserlebnisses nachzugehen und Krankengeschichten, psychologische, zeitgenössische Erhebungen, psychiatrische Gutachten, Kriegstagebücher und eben auch Feldpostbriefe als Quellengrundlagen zu verwenden. Sie allein könnten „indirekt die seelische Dimension des Geschehens selbst zeigen.“¹⁶ Orientiert am psychohistorischen Entwurf Robert Jay Liftons und der damit verbundenen Symboltheorie - in der die „Fähigkeit des Unterbewußten und Bewußtseins zur Symbolisierung“ vorausgesetzt wird -, sollten die „Veränderung kultureller Werte, sozialer Mythen und symbolischer Codes“ ebenso untersucht werden wie die „damit verbundene Entwicklung der Einzelpersönlichkeit“. In diesem Kontext rückte die „Erfahrung der Absurdität der Existenz“ vor allem an der Westfront des Ersten Weltkriegs in den Mittelpunkt.¹⁷ Das grundsätzliche

¹⁴ K. Sontheimer, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, München 1978 (1962), S. 93. Sontheimers Habilitationsschrift wirkte sich stark auf die literarhistorische Analyse der deutschen Weltkriegsliteratur in den sechziger und siebziger Jahren aus. Vgl. kritisch dazu: H. M. Klein, Weltkriegsroman und Germanistik 1933-1938, in: JEGP 1985, Nr.4, S. 467-484, S. 467/68. Einen Überblick bietet die fortlaufende Jahresbibliographie sprach- und literaturwissenschaftlicher Untersuchungen zu Krieg und Literatur in: KL/WL 1 (1989ff). Zur gesellschaftlich-politischen Wirkungsskala des Kriegserlebnisses mit ausführlichen Literaturhinweisen vgl. B. Ulrich/B. Ziemann (Hg.), Krieg im Frieden. Der Erste Weltkrieg in Darstellung und Erinnerung, Frankfurt/M. 1997.

¹⁵ Vgl. U. Heinemann, Die verdrängte Niederlage. Politische Öffentlichkeit und Kriegsschuldfrage in der Weimarer Republik, Göttingen 1983; B. Ulrich, Die Perspektive ‚von unten‘ und ihre Instrumentalisierung am Beispiel des Ersten Weltkrieges, in: KL/WL 1 (1989), H.2, S. 47-64.

¹⁶ U. Linse, Das wahre Zeugnis. Eine psychohistorische Deutung des I. Weltkrieges, in: K. Vondung (Hg.), Kriegserlebnis. Der I. Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen, Göttingen 1980, S. 90-114, S. 95; vgl. auch ders.: „Saatfrüchte sollen nicht gemahlen werden!“ Zur Resymbolisierung des Soldatentodes, in: ebd., S. 262-274. Hier sind die Tagebücher der Käthe Kollwitz aus dem I. Weltkrieg die Quellengrundlage.

¹⁷ U. Linse, Das wahre Zeugnis, S. 90, S. 91, S. 98. Vgl. R. J. Lifton, On Psychohistory, in: ders./E. Olson (Hg.), Explorations in Psychohistory. The Wellfleet Papers, New York 1974, S. 21-41.

Problem dieses Ansatzes allerdings - die Gefahr, von persönlichen, zumal bei Künstlern auch als Widerstand aufgefaßten und gelebten Krankengeschichten auf kollektive Befindlichkeiten rückzuschließen, ohne die sozialen, ökonomischen und kulturellen Zusammenhänge ausreichend in Rechnung zu stellen - blieb damit bestehen.

Vor diesem Hintergrund verdienen die Arbeiten Eric J. Leeds besondere Beachtung.¹⁸ Ihn interessieren die Veränderungen der Persönlichkeit im Ersten Weltkrieg und die Abhängigkeiten dieser Entwicklung von Konventionen und überlieferten Symbolen. Jede Untersuchung der vom Krieg geformten Identitäten müsse davon ausgehen, daß ihre Prägungen jenseits aller normalen sozialen Erfahrung geschah. Darum sei es so schwierig, sie intellektuell nachzuvollziehen und mit ‚normalen‘ soziologischen oder psychologischen Methoden zu analysieren. Das vielfach, besonders in der Kriegsliteratur betonte Geheimnis des Erlebnisses versperrte den Zivilisten den Zugang und bewahrte es auch in der Nachkriegszeit vor Erosionen.¹⁹ Insbesondere Leeds instruktives 5. Kapitel („An Exit from the Labyrinth - Neuroses and War“) übernahm eine Vorreiterrolle für eine Reihe von Arbeiten, die sich nun ganz auf die Kriegsneurosen und die „shell-shock“ Opfer konzentrierten. Gerade die temporäre Unmittelbarkeit der brieflichen Aufzeichnungen und die Nähe der Autoren zu den Ereignissen sowie ihre Verstrickung in ein noch nicht abgeschlossenes historisches Geschehen, konnten in diesem Kontext den Wert des Feldpostbriefes ausmachen. Vor allem in einigen englischen und amerikanischen Dissertationen wurden Feldpostbriefe als Quellen genutzt, um die Sicht der psychischen Opfer selbst in den Blick zu bekommen.²⁰

Methodisch drängte sich freilich die Frage auf, ob und in welchem Ausmaß die unmittelbare Interpretation der Ereignisse in Feldpostbriefen schon vermittelt ist und wiederum die Wahrnehmung prägen kann. Ein Problem, dessen Bearbeitung generell schwierig ist und wahrscheinlich nur anhand der literarischen Darstellung des Krieges überzeugend eingelöst werden kann. Denn mit den fiktionalen Kriegsdarstellungen und den Biographien der Autoren liegt ein relativ überschaubares Untersuchungsfeld vor. Auf ihm können in der Regel klarer als bei Feldpostbriefen und ihren Verfassern, deren biographische Bezüge und Vorkriegssozialisierungen allenfalls über ihre Klassenzugehörigkeit definierbar sind, jene Einflüsse sichtbar werden, die sich zwischen Ereignis und Verarbeitung schoben.²¹

¹⁸ Zentral: E. J. Leeds, *No Man's Land. Combat and Identity in World War I*, Cambridge 1979.

¹⁹ Ebd., S. 4, S. 12.

²⁰ Vgl. P. J. Lynch, *The Exploitation of Courage: Psychiatric Care in the British Army 1914-1918*, London (Phil. Diss.) 1977; R. D. Richie, *On History of „Shellshock“*, San Diego (Phil. Diss.) 1986; M. Stone, *The Military and Industrial Roots of Clinical Psychology in Britain 1900-1945*, London (Phil. Diss.) 1985; P. J. Leese, *A social and cultural history of shell-shock*, London (Phil. Diss.) 1989.

²¹ Vgl. P. Fussell, *The Great War and Modern Memory*, New York/London 1975. Es gehe darum, so Fussell in der Einleitung, „to understand something of the simultaneous and reciprocal process by which life feeds materials into literature while literature returns the favour by conferring forms upon life.“ (S.IX) Fussell untersuchte auf der Basis englischer Romane und Memoiren über den Ersten Weltkrieg die nationalen Wahrnehmungsfiler, die „kulturellen Paradigmen“. Fussells Studie wurde zur anregenden Grundlage für eine Vielzahl von Arbeiten, die sich mit Vorkriegslesestoff für die Jugend und deren Wirkungen für ein spezifisch männlich/weibliches Rollen-Selbstverständnis, mithin auch mit deren

Dennoch wurde das Problem auch für den Bereich der Feldpostbriefe angegangen. So rückten etwa die nur mühevoll nachweisbaren Auswirkungen der inneren Zensur in den Mittelpunkt des Interesses.²² Untersuchungen zum Sprachstil von Feldpostbriefen haben hier erste Ergebnisse gebracht. Auf der Grundlage zumeist edierter deutscher Feldpostbriefe von den Einigungskriegen bis zum Zweiten Weltkrieg ist die These vertreten worden, daß wesentlich „sozialpsychische (Erwartungshaltungen, Dispositionen) Konventionen“ bei Absendern und Empfängern die briefliche Kommunikation bestimmten. Zusammen mit emotional gesteuerten, sich vor allem aus der psychischen Belastung (Todesangst, Entbehrungen usw.) speisenden „Sprachhandlungsstrategien“ prägten sie die Abfassung von Kriegsbriefen. Namentlich in der Schilderung frontnaher Stresssituationen lauteten die „Konversationsmaximen der Kriegsbriefe - überspitzt ausgedrückt - Fehlinformation, Lüge, Irrelevanz, Unklarheit, Undeutlichkeit“; dies aber hätte „fünf emotive Sprachhandlungsstrategien“ nach sich gezogen: „Verschweigen, Verharmlosung, Poetisierung, Phraseologisierung und Imagepflege“.²³

Solche sprachlichen Verbrämungen vornehmlich in Briefen von der Front sind sicherlich vorgekommen. Sie konnten sich gleichsam wie Patina über die tatsächlich erlebte Kriegsrealität legen und die eigene Rolle als Täter und Opfer verklären. Sie beruhigten die Empfänger, erweckten Zuversicht und Hoffnung und bestätigten das vom Soldaten erwartete Verhalten.²⁴ Es sollte jedoch darauf hingewiesen werden, daß eben dies von kritischen Zeitgenossen bereits während des Ersten Weltkrieges schon erkannt wurde (vgl. III.1.); es geriet zum kritischen Beleg dafür, daß publizierte Briefe nicht authentisch genug in der Abbildung des Krieges sein konnten,

Filterfunktion für die Wahrnehmung des Kriegserlebnisses auseinandersetzen. Vgl. dazu inkl. weiterführender Literatur: M. C. C. Adams, *The Great Adventure. Male Desire and the Coming of World War I*, Bloomington, Indianapolis 1990.

²² Immer wieder finden sich in Feldpostbriefen Hinweise darauf, daß der Verfasser nicht über bestimmte Ereignisse schreiben kann oder will bzw. nicht allen Angehörigen seine Schilderungen zumuten mag: „Sage Hanne und Mutter auch nichts von dem hier Geschriebenen. Die machen sich nur unnütze Gedanken. Ich werde stets nur harmlose Berichte geben“, teilte der Landwehrmann Julius Boldt seinem Bruder am 30.8.1914 mit. E. Hagener, „Es lief sich so sicher an Deinem Arm“, S. 53.

²³ I. Schikorsky, *Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen*, in: *WW 42* (1992), H.2, S. 295-315, S. 301. Vgl. auch: dies., *Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens ‚kleiner Leute‘*, Tübingen 1990. Vgl. auch: K. Löffler, *Aufgehoben: Soldatenbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg. Eine Studie zur subjektiven Wirklichkeit des Krieges*, Bamberg 1992. Die Autorin vertritt u.a. die These, daß Kriegsbriefe kaum im Stande sind, die soziale Realität der Front wiederzugeben, sondern vielmehr und vor allem der Stabilisierung emotioneller Verbindungen mit den Angehörigen dienen.

²⁴ I. Schikorsky, *Kommunikation über ...*, S. 313.

„weil sie ganz abhängig waren von den Phrasen vergangener Kriege und der soldatischen Erinnerung der Väter. Nicht wie der Krieg war, wurde geschrieben, sondern wie er hätte sein müssen nach Wunsch und Meinung aller Soldatenherzen. Man sah, was gesehen werden sollte, und schrieb den Feldpostbrief, wie man ihn in der Heimat erwartete.“²⁵

Viele verfaßten ihre Briefe gewiß so, wie es Paul Fussell für englische Feldpostbriefe des Ersten Weltkriegs mit einer ironischen Kurzformel charakterisiert hat: „The trick was to fill the page by saying nothing and to offer the maximum number of clichés“.²⁶

Doch abgesehen davon, daß es im Kontext von „Sprachhandlungsstrategien“ immer auch bewußt geplante Möglichkeiten gab, den Angehörigen zumindest eine Ahnung der realen Verhältnisse und der eigenen Empfindungen zu vermitteln, werden damit die einengenden Wirkungen der Postzensur unterschätzt (vgl. II.2.). Es stellt sich zudem die Frage, ob für die Erforschung bestimmter, an gesellschaftliche Konventionen, Erfahrungen und Erwartungen der Briefautoren und Empfänger gekoppelter brieflicher Stilmerkmale eine im Ansatz unterschiedslose Untersuchung von in ihrem Charakter völlig unterschiedlichen Kriegen sinnvoll ist. Denn natürlich hat der preußisch-französische Krieg, an dem gegenüber den zwei Weltkriegen ein weitaus geringerer Teil der Bevölkerung überhaupt beteiligt war, eine ganz andere ‚Kriegssemantik‘, mithin auch unterschiedliche „Konversationsmaximen“ und „Sprachhandlungsstrategien“ ausgebildet.²⁷ Ein Phänomen im übrigen, das auch innerhalb jedes einzelnen Krieges zu beobachten ist. Was im August/September 1914 in Briefen noch verschwiegen oder verharmlost wird, konnte womöglich 1916 offen gesagt werden oder diente gar der Imagepflege. Einen wichtigen Hinweis gibt schon Fussell: Vor dem Ersten Weltkrieg hätte jeder in England (und mutmaßlich auch, wenngleich mit den entsprechenden nationalen Schattierungen, in Deutschland und Frankreich) gewußt,

„what Glory was, and what Honor meant. It was not until eleven years after the war that Hemingway could declare in ‚A Farewell to Arms‘ that ‚abstract words such as glory, honor, courage, or hallow were obscene beside the concrete names of villages, the numbers of roads, the names of rivers, the numbers of

²⁵ W. v. Hollander, Die Entwicklung der Kriegsliteratur, in: Die Neue Rundschau, 27 (1916), Bd.2, S. 1274-1279, S. 1275. Ähnliche Einschätzungen finden sich auch in der autobiographischen Erinnerungsliteratur. Vgl. P. E. Schramm, Neun Generationen, 2 Bde., Bd.2, Göttingen 1964, S. 493f., S. 493.

²⁶ P. Fussell, The Great War, S. 182.

²⁷ Isa Schikorsky hält als Ergebnis ihrer Studie fest, daß vor allem die „Sprachhandlungsstrategien“ „zeitübergreifend langfristig wirksam blieben“ und allenfalls ein „Rückgang der poetischen Elemente“ und „Änderungen der politisch-ideologischen Ausdrucksweisen“ registrierbar wären. (I. Schikorsky, Kommunikation über..., S. 313).

*regiments and the dates`. In the summer of 1914 no one would have understood what on earth he was talking about.*²⁸

Anzumerken ist allerdings: ob tatsächlich jedermann mit dem bis dahin traditionellen Ehrbegriff etwas anzufangen wußte, wie es Fussell hier voraussetzt, ist doch mehr als zweifelhaft. Gewiß waren nicht durchweg alle in den Krieg ziehenden und eingezogenen Soldaten so unschuldig und von harmlos-verklärten, am ‚ritterlichen` Krieg orientierten Vorstellungen durchdrungen, wie die von Fussell vor allem herangezogenen Schriftsteller des Erlebnisses. Freilich läßt sich mit einem literarisierten Bild der Generation von 1914 der Desillusionierungsprozeß nach der Konfrontation mit dem Maschinenkrieg pointierter herausarbeiten.

Das Problem jedoch, das mit der Wirkung „kultureller Paradigmen“ aufgeworfen und von Fussell anhand der fiktionalen und erinnernden englischen Literatur für den Ersten Weltkrieg bearbeitet worden war, stellt sich nach wie vor auch für die populäre Quelle ‚Feldpostbrief`. Eine Untersuchung der angenommenen Vorprägungen und ihres Einflusses auf die feldpostbrieflich faßbare Wahrnehmung konnte nicht allein dazu dienen, den authentischen Wert des Feldpostbriefes zu relativieren oder gar als bloße „Sprachhandlungsstrategie“ zu entlarven. Auf dieser Grundlage war es vielmehr auch möglich, neue Fragen an die Quellen zu stellen. Da alle Soldaten, außer den Berufssoldaten, aus einer zivilen Biographie und ihren Bezügen heraus relativ plötzlich in die Welt des Krieges gerieten, so ist die Frage legitim, ob und inwieweit die zuvor erlernten, erfahrenen und anerzogenen Sinnmuster für ihre Kriegserfahrung und deren Darstellung eine Rolle spielten.

In den methodischen Reflexionen, die über dieses Problem angestellt wurden, sollte sich vor allem die Definition individuell-subjektiver Sinnsuche und Wahrnehmung als ein soziales Konstrukt folgenreich zeigen. Sie ging zurück auf die von Peter L. Berger und Thomas Luckmann entworfene „Theorie der Wissenssoziologie“ und ihren schnell Programmcharakter erlangenden Obertitel „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (1966). In neueren Publikationen zu Feldpostbriefen des Ersten Weltkriegs ist direkt von einer „Konstruktion der Kriegswirklichkeit“ die Rede. Erläutert wird dies mit dem Hinweis darauf, daß „die Zeitgenossen - bewußt oder unbewußt - Erfahrungs- und Deutungsmuster, Typisierungen, Problemlösungen oder Handlungsrechtfertigungen verwendeten, die sie im Laufe ihres Lebens gelernt und erprobt hatten“. In einer Untersuchung „komplexer Erfahrungs- und Lebenszusammenhänge einzelner Menschen im Krieg“ ermöglichten Feldpostbriefe, so die Annahme, einen Zugang zu lebensgeschichtlich bedeutsamen, „biographischen Krisen“.²⁹ Und sie

²⁸ P. Fussell, *The Great War*, S. 21.

²⁹ P. Knoch, *Erleben und Nacherleben: Das Kriegserlebnis im Augenzeugenbericht und im Geschichtsunterricht*, in: G. Hirschfeld/G. Krumeich/I. Renz (Hg.), *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch*, S. 199-219, S. 200; ders., *Feldpost - eine unentdeckte historische Quellengattung*, in: *Geschichtsdidaktik*, 11 (1986), H.2, S. 154-171, S. 158. Peter Knoch - er starb Anfang 1994 - war in verschiedenen Beiträgen bemüht, populäre Quellen für die Forschung und die Didaktik des Geschichtsunterrichtes nutzbar zu machen. Seine umfangreiche Privatsammlung von Feldpostbriefen und Tagebüchern befindet sich heute in der Bibliothek für Zeitgeschichte. Vgl. Literaturverzeichnis.

erlaubten überdies einen Blick auf die „alltagsweltlichen ‚Theorien‘“ ihrer Autoren in der Konfrontation mit einer veränderten Umwelt und deren Auswirkungen auf den Menschen im Krieg. So wurde etwa darauf verwiesen, daß sich die in den Briefen feststellbaren „seelischen, emotionalen oder rationalen Krisen“ an ihren Rändern mit dem Erscheinungsbild psychischer Erkrankungen überlappen. Namentlich an den „Kriegsneurosen“ des Ersten Weltkriegs und ihrer raschen Verbreitung wären die Krisensymptome ablesbar.³⁰

Die Untersuchungen individueller Kriegserfahrungen sind mittlerweile um eher kollektiv orientierte Befunde vermehrt worden. Es lag nahe, in der Erforschung des Frontalltags oder des sozialen Bewußtseins ‚der‘ Soldaten auf der Basis populärer Zeugnisse über das womöglich rein Impressionistische vereinzelter Kriegserfahrungen hinauszukommen und zu einer breiter angelegten sozial- oder mentalitätsgeschichtlichen Darstellung zu gelangen.³¹ Damit wuchsen aber auch die methodischen und empirischen Probleme. Wie beispielsweise sollte eigentlich die Kampfzone bestimmt werden, der ursprüngliche Ort der Front und wo begann das, im Ersten weit mehr als im Zweiten Weltkrieg davon geschiedene Etappengebiet? Da eine Definition nicht allein für die kollektiven Wahrnehmungsweisen relevant ist, sondern in Form der „Front- oder Kampfzulage“ zur Rente von Kriegsteilnehmern eine sozialpolitische Dimension besaß und zudem seit 1934 über die Zuerkennung des „Ehrenkreuzes für Frontkämpfer“ entschied, verfügen wir in dieser Frage über eine offizielle Bestimmung. Im Oktober 1934 legte das Reichsarchiv für diese „Kampfzone“ einen analog zur Waffenentwicklung sich verändernden Raum fest, „den vorn die vorderste Kampflinie, hinten eine dieser parallel laufende Linie begrenzte, deren Abstand in den Jahren

³⁰ Vgl. P. Knoch, Kriegserlebnis als biographische Krise, in: A. Gestrich/P. Knoch (Hg.), *Biographie - sozialgeschichtlich*, Göttingen 1988, S. 87/88. Es sollte nicht übersehen werden, daß es „weniger rein wissenschaftliche Analyse als vor allem forensischer und - besonders im Krieg - politischer Druck war“, der die Definition der Neurose bestimmte. Wer von „Kriegsneurosen“ spricht, müßte mithin die militärischen Erfordernisse und Normierungen einer Gesellschaft im Krieg berücksichtigen, deren Einfluß auf die Diagnose und Therapie der Kriegsneurotiker sowie auf die damit verbundene Darstellung und Einschätzung ihrer „biographischen Krisen“. Vgl. E. Fischer-Homberger, *Die Traumatische Neurose. Vom somatischen zum sozialen Leiden*, Bern u.a. 1975, S. 8 u. passim. Einen eher ideologiekritischen Ansatz, ohne Fischer-Homberger zu rezipieren, verfolgt: K. H. Roth, *Die Modernisierung der Folter in den beiden Weltkriegen. Der Konflikt der Psychotherapeuten und Schulpsychiatern um die deutschen „Kriegsneurotiker“ 1915-1945*, in: 1999, 2 (1987), H.3, S. 8-75.

³¹ Erste wichtige Ansätze zum „Leben an der Front“ von Arbeitern und Bauern bei: K.-L. Ay, *Die Entstehung einer Revolution. Die Volksstimmung in Bayern während des Ersten Weltkrieges*, Berlin 1968. Zur Situation von Arbeitern in der Armee: W. Kruse, *Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedenschlusses 1914/15*, Essen 1994, S. 184 ff.

Feldpostbriefe und Augenzeugenschaft – Einleitung

1914 und 1915: 10 km / im Jahre 1916: 15 km/ in den Jahren 1917 und 1918: 20 km betrug.³²

Eine fragwürdige Definition, deren genaue Begründung - mutmaßlich die zunehmende Reichweite und Treffergenauigkeit der schweren Artillerie - unbekannt bleibt. Für eine Geschichte des Soldaten müßte sie durch jene ergänzt werden, die Marc Bloch in seiner „Apologie der Geschichte“ aufgrund seiner eigenen Kriegserfahrungen für den kurz hinter der vordersten Linie beginnenden Raum vorgeschlagen hat: „Zone der Legendenbildung“. Das durch die Propaganda in den Zeitungen und durch die Zensur ihrer Briefe geweckte Mißtrauen der Soldaten gegenüber jeder Art von Schriftlichkeit fand ein Ventil in zeitgemäßen Legenden, Mythen und Gerüchten - den eigentlichen Wahrnehmungs- und Kommunikationsformen an der Front.³³ Und spiegelte sich nicht auch in den Feldpostbriefen kaum so sehr das „wirkliche“ Geschehen wider als vielmehr das, „was man zu seiner Zeit im Bereich der Wahrnehmung für selbstverständlich hielt“?³⁴

Damit ist gewiß noch nicht viel über den Quellenwert von Feldpostbriefen gesagt. Denn zum einen blieben sie dennoch das durch keinerlei Porto belastete, massenhaft genutzte Kommunikationsmittel zwischen Front und Heimat. Und Blochs Hinweis, was den Wert der Feldpostbriefe betrifft, ließe sich durch viele, ganz anders lautende Einschätzungen relativieren, von denen zu den eindrucksvollsten sicherlich jene von Roland Dorgelès gehört, der den Postempfang im Graben als das charakterisierte, „was man an Glück für vierundzwanzig Stunden faßte.“³⁵ Zum anderen ist es natürlich von Interesse, eben das anhand von Feldpostbriefen zu untersuchen, was zum Zeitpunkt ihrer Abfassung „im Bereich der Wahrnehmung für selbstverständlich“ gehalten wurde, in ihnen mithin einen „Spiegel“ zu sehen, „in dem das Kollektivbewußtsein sich selbst betrachten kann“.³⁶ Aber Blochs Beobachtungen machen deutlich, daß man sich bei der Erforschung des Kriegserlebnisses nie allein nur auf populäre Zeugnisse wie Feldpostbriefe verlassen darf. „Schlechtestenfalls“, so der englische Militärhistoriker John Keegan, „sind sie von Interesse, um reihenweise Anthologien

³² BA Potsdam, Reichsarchiv 15.06, Nr.1, Bl.269/Rs (Schreiben des Präsidenten Reichsarchiv v. 19.10.1934).

³³ M. Bloch, Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers, München 1985, S. 86, S. 83ff. Bereits im Ersten Weltkrieg war dies ein Untersuchungsfeld für: H. Bächthold, Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube, Straßburg 1976, Wiederabdruck seiner Studie von 1917; F. van Langenhove, Wie Legenden entstehen. Franktireur-Krieg und Greuelthaten in Belgien, Zürich 1917. Vgl. zu Blochs Kriegserfahrungen und deren wissenschafts- und kulturgeschichtlicher Bedeutung für seine heuristischen Interessen: U. Raulff, Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch, Frankfurt/M. 1995, Kap.2 u. 3.

³⁴ M. Bloch, Apologie ..., S. 84.

³⁵ R. Dorgelès, Die hölzernen Kreuze, Leipzig/Weimar 1988 (1919), S. 233. Bloch vermerkte in dem Bemühen, die Bedeutung mündlicher Überlieferung an der Front hervorzuheben: „Zeitungen schenkte man keinen Glauben; Briefen nicht viel mehr, denn sie kamen unregelmäßig an, und man war überzeugt, daß sie streng zensiert würden.“ M. Bloch, Apologie ..., S. 85.

³⁶ Ebd., S.84.

von ‚Augenzeugenberichten‘ unter Titeln wie Jedermann im Krieg zu produzieren (ehrlicher wäre: Der Historiker als Abtipper)“.³⁷

In der Forschung ist man sich dieser Probleme auch vollkommen bewußt. Niemand hat bisher den Anspruch geäußert, auf der Grundlage von Feldpostbriefen eine umfassende Sozial- oder Mentalitätsgeschichte der Front im Ersten und Zweiten Weltkrieg zu bieten. Ein solches Unternehmen müßte schon angesichts der unvorstellbaren Zahl von geschätzten 28 Milliarden Feldpostbriefen allein für den Ersten Weltkrieg an seiner eigenen Maßlosigkeit scheitern; abgesehen davon, daß nur ein Bruchteil dieser Kriegskorrespondenz überliefert ist. Immer im Verbund mit weiteren Quellen - zu denen amtliche Verlautbarungen militärischer und ziviler Organe, Presseberichte und weitere populäre Quellen wie Tagebücher gehören können - rückten generations-, klassen- und geschlechtsspezifische Wahrnehmungen des Krieges und die Erinnerung an ihn in den Mittelpunkt. So befragt Benjamin Ziemann in seiner Studie, in der die ländliche Kriegserfahrung an der Front und in der Heimat, in Krieg und Nachkrieg (bis 1923) untersucht wird, unter anderem Feldpostbriefe bäuerlicher Soldaten danach, inwieweit die durch den Krieg ausgelösten Krisen durch tradierte Stabilisierungsinstanzen wie Familie, Religion oder agrarische Subsistenz bewältigt werden konnten.³⁸ Anhand von Briefserien und ebenfalls zumeist auf der Grundlage weiterer Dokumente³⁹ wird darüber hinaus nach kollektiv verortbaren Erfahrungsarten von kriegerischer Gewalt und Feindbildern gefragt, nach dem Stimmungsverlauf in den unterschiedlichen Stadien beider Weltkriege, nach Todeserfahrungen und ihrer Verarbeitung, den Auswirkungen von Erziehung und Propaganda auf soldatisches Verhalten und Handeln und nicht zuletzt nach der Kenntnis von Verbrechen und der Teilnahme an ihnen.⁴⁰ Mit dem Schwerpunkt auf dem Zweiten Weltkrieg sollte etwa durch Feldpostbriefe der Nachweis geführt werden, „daß Soldaten die Realität, die sie ja selbst am besten kannten, am

³⁷ J. F. Keegan, *Die Schlacht. Azincourt 1415, Waterloo 1815, Somme 1916*, München 1981 (1975), S. 33/34.

³⁸ B. Ziemann, *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923*, Essen 1997, Kap.4.

³⁹ Vgl. W. Wette, *Die Stimme des „kleinen Mannes“*. Ausgewählte Feldpostbriefe deutscher Soldaten, in: W. Wette/ G. R. Ueberschär (Hg.), *Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht*, Frankfurt/M. 1992, S. 80-81. Er betont, „daß Feldpostbriefe einfacher Soldaten zwar eine wertvolle Quelle für eine Militärgeschichte ‚von unten‘ darstellen, aber in aller Regel nicht ‚für sich alleine stehen‘ können. Erst im Zusammenhang mit anderen Quellen beginnen diese Dokumente zu sprechen.“ S. 81.

⁴⁰ Vgl. P. Knoch, *Gewalt wird zur Routine. Zwei Weltkriege in der Erfahrung einfacher Soldaten*, in: *Geschichtswerkstatt*, 1988, H.16, S. 17-23; T. A. Kohut/J. Reulecke, „Sterben wie eine Ratte, die der Bauer ertappt“. Letzte Briefe aus Stalingrad, in: J. Förster (Hg.), *Stalingrad. Ereignis - Wirkung - Symbol*, München/Zürich 1992, S. 456-471; V. Ullrich, „Wir haben nichts gewußt“ - Ein deutsches Trauma, in: 1999, 6 (1991), H.4, S. 11-46. K. Latzel, *Tourismus und Gewalt. Kriegswahrnehmungen in Feldpostbriefen*, in: H. Heer/K. Naumann (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*, Hamburg 1995, S. 447-459. Vgl. auch die Beiträge in den Sammelbänden: D. Vogel/W. Wette (Hg.), *Andere Helme - andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich*, Essen 1995; W. Wette/G. R. Ueberschär (Hg.), *Stalingrad*.

liebsten durch die ideologische Brille des Regimes betrachteten“.⁴¹ Oder es wurde auf verschiedenen Erzähl- und Analyseebenen und unter anderem aus der Perspektive deutscher Soldaten und ihrer Briefe versucht, die „Geschichte einer Kriegsführung“ zu exemplifizieren, „in der Gewalt ein Mittel der Selbstbestätigung geworden ist“.⁴²

Mit einem ähnlichen, auf den Vergleich zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg ausgedehnten Ansatz ist Klaus Latzel hervorgetreten. Er vertraut - soweit ich sehe, bisher als Einziger - in seiner Untersuchung ganz auf den Kriegsbrief als Quelle. Damit stellte sich die Frage nach der Repräsentativität der untersuchten Briefe für bestimmte soziale Gruppen besonders dringlich. Latzel begegnet ihr damit, daß die Briefe als „Gesprächsmedien“ definiert werden. Das in ihnen geführte tagtägliche Gespräch wird als „eine Form der Vergesellschaftung“ begriffen, „in welcher deren Inhalte, die sprachlich gespeicherten Bedeutungen und Sinnmuster, ständig neu verhandelt, also bestätigt oder verändert werden“. Zwar böten die Briefe nur „verstreute Fetzen von diesem Gesprächsstoff“, doch wenn den darin manifest werdenden Sinn- und Bedeutungszuweisungen der gleiche „Realitätsgehalt wie den Einkommensverhältnissen, der Geschlechtszugehörigkeit usw. zugeschrieben werden muß, dann können Bedeutungsstrukturen mit gleicher Legitimität wie sozialökonomische Parameter Kriterien zur Bildung sozialer Gruppen bereitstellen.“⁴³ Die aus statistischen und Gründen der fragmentarischen Überlieferung von Kriegsbriefen ohnehin nicht oder doch nur sehr eingeschränkt zu entscheidende Frage, inwieweit durch sie soziale Gruppen oder gar ‚die` Soldaten schlechthin repräsentiert werden können, stellt sich vor diesem Hintergrund anders. Bedeutsam wird nun,

„welche Erfahrungsweisen, welche sprachlich vermittelten Deutungen der Wirklichkeit sie repräsentieren, Erfahrungsweisen, die sich nicht von vornherein aus der Zugehörigkeit zu sozioökonomisch definierten Großgruppen ergeben, sondern um die sich Gruppen in ganz eigener Zusammensetzung scharen können, gleichsam quer zu den sozialökonomischen Zugehörigkeiten.“

⁴¹ O. Bartov, Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges, Reinbek 1995 (1992), S. 22.

⁴² M. Geyer, „Es muß daher mit schnellen und drakonischen Maßnahmen durchgegriffen werden“. Civitella in Val di Chiana am 29. Juni 1944, in: H. Heer/K. Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg, S. 208-240, S. 224. Vgl. für den anderen Zusammenhang des Ersten Weltkriegs, aber ähnlich eindrucksvoll, die Studien von J. Horne und A. Kramer, die u.a. auch Feldpostbriefe von Soldaten und Offizieren nutzen; vgl. A. Kramer, „Greuelthaten“. Zum Problem der deutschen Kriegsverbrechen in Belgien und Frankreich 1914, in: G. Hirschfeld/G. Krumeich/I. Renz (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch, S. 85-114.

⁴³ K. Latzel, Kriegsbriefe und Kriegserfahrung. Deutsche Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg. Dokumentation, Analyse und Vergleich mit dem Ersten Weltkrieg, Bielefeld (Phil. Diss.) 1996, S. 131-134, S. 133.

Kurz: Der nie aufhebbaren, immer eingeschränkten Repräsentativität von Kriegsbriefen wird ihre über Sprachuntersuchungen freizulegende „differenzierungsfähige Detailfülle und vielschichtige Dichte“ entgegen gehalten.⁴⁴

All die genannten Untersuchungen haben - soweit es die Verwendung von Feldpostbriefen betrifft - eine Gemeinsamkeit. Ihr am Briefmaterial orientiertes Erkenntnisinteresse zielt auf die erfahrungsgesättigte, emotionell-authentische Dimension des Krieges ab. In ihren Ergebnissen haben sie damit zu dem beigetragen, was unter dem Motto „Restrukturierung der Weltkriegsgeschichte als Mentalitäten-Geschichte“⁴⁵ subsumiert worden ist. Ein Untersuchungsfeld jedoch blieb bisher eher unterbelichtet: das der zeitgenössischen Rolle von Feldpostbriefen in der Darstellung und Vermittlung des Ersten Weltkriegs selbst.⁴⁶ Darin aber wurden eben jene Qualitäten des Feldpostbriefes wichtig, an denen sich auch ihr Quellenwert in heutigen Untersuchungen zur Erfahrungs- und Wahrnehmungsgeschichte mißt: ihre potentiellen Antworten auf Fragen, die um emotionelle Befindlichkeiten, um die Dimensionen subjektiven Erlebens kreisen.

Erste Anregungen, den Blick auf diese Bedeutung von Feldpostbriefen zu lenken, kamen - wie auch schon im Zusammenhang methodischer Probleme - aus literarhistorischen Forschungen zu den Kriegsromanen des Ersten Weltkriegs. Als ein wesentliches Merkmal der literarischen Auseinandersetzung mit dem Krieg in den zwanziger und dreißiger Jahren wurde für den deutschen Kriegsroman ein „historischer Dokumentationsanspruch“ ausgemacht, „der den Texten exemplarischen Charakter dafür verleihen möchte, ‚wie es eigentlich gewesen‘.“ Ein Anspruch, der sich vor allem in der angestrebten publikumsorientierten Massenwirksamkeit des literarisierten Kriegserlebnisses trefflich mit einer (Erzähl)- Haltung verquickte, die auch Feldpostbriefe auszeichnet: die Frosch- oder Nahperspektive, die Sicht „von unten“, die sich als authentisch allein durch die Person des Augenzeugen vor Ort legitimierte.⁴⁷

⁴⁴ Ebd., S. 134. Latzel untersucht eine Auswahl von 4802 Briefen von 39 unterschiedlichen Verfassern mit der generellen, von Michael Geyer entlehnten Erwägung, daß der „Prozeß der Vergesellschaftung der Gewalt“ nicht nur ‚von oben‘ durchgesetzt wurde, sondern auf „eine wachsende Gewaltbereitschaft aus Teilen der Gesellschaft selbst“ zurückgreifen konnte. (S.3.) Die Arbeit erscheint 1997.

⁴⁵ Vgl. G. Krumeich, Kriegsgeschichte im Wandel, in: G. Hirschfeld/G. Krumeich/I. Renz (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch, S. 11-25, S. 14, S. 17.

⁴⁶ Der vornehmlich propagandistische Mißbrauch von Feldpostbriefen im 2. Weltkrieg wird betont in: A. Golovchansky u.a. (Hg.), „Ich will raus aus diesem Wahnsinn.“ Deutsche Briefe von der Ostfront 1941-1945. Aus sowjetischen Archiven, Wuppertal 1991 (Ute Daniel/Jürgen Reulecke, Nachwort der deutschen Herausgeber S. 301ff.); J. Dollwet, Menschen im Krieg, Bejahung - und Widerstand? In: JBWL 13 (1987), S. 279-322; O. Buchbender/R. Sterz (Hg.), Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945, München 1982, S. 25ff.; V. Kretschmer/ D. Vogel, Feldpostbriefe im 2. Weltkrieg: Propagandainstrument und Spiegelbild von Kriegsauswirkungen, in: SOWI, 19 (1990), H.2, S. 103-110.

⁴⁷ Vgl. den leider viel zu wenig beachteten Aufsatz von K. Möser, Kriegsgeschichte und Kriegsliteratur. Formen der Verarbeitung des Ersten Weltkrieges, in: MGM 1986, Bd. 40, H.2, S. 39-52, S. 42. Möser zeigt eindrucksvoll, daß und inwieweit die Kriegsliteratur der zwanziger und dreißiger Jahre mit der in ihr vorherrschenden Perspektive von unten „in breiter Front in die Domäne der Historiographie“ einbrach und damit zum „Symptom“ wurde „für den Beginn einer gewandelten Herangehensweise an die nahe Vergangenheit des Krieges“. S. 43.

Hans-Harald Müller hat zudem in seiner Typologie der „literarischen Verarbeitung des Weltkriegs“ darauf hingewiesen, daß bereits während des Krieges ästhetische Kriterien in der Beurteilung der epischen Aufbereitung des Krieges hinter den „Forderungen nach der Authentizität des Erlebnisses“ zurücktreten mußten. Ausgelöst unter anderem durch eine eher trocken-sachliche, amtliche Berichterstattung⁴⁸ und eine dadurch noch forcierte Lust an der Sensation, gerieten vor allem zwei „authentizitätsverbürgende“ Formen der Kriegsverarbeitung in das Zentrum öffentlichen Interesses, „die vor dem Krieg in der Literatur nicht existierten: der Feldpostbrief und der Kriegsbericht“.⁴⁹ Daß dabei der emotionell aufwühlende Kriegsbeginn als „literaturproduzierende Kraft“ interpretiert und schließlich auch der veröffentlichte Feldpostbrief als Teil der Kriegsliteratur gesehen wurde, läßt sich anhand der diesen Prozeß begleitenden Literaturkritik belegen.⁵⁰ Sie konnte überdies auf eine Vorkriegstradition verweisen, in der etwa Fontane in seinem vierbändigen „Krieg gegen Frankreich“ nicht allein auf Generalstabswerke oder die eigene Anschauung vertraute, sondern den Leser auch durch Berichte von „Kombattanten und Augenzeugen“, die er Feldzugsbriefen und Tagebüchern entnahm, an der Erstürmung von St. Privat teilnehmen ließ.⁵¹

Festzuhalten bleibt jedoch vor allem die Erkenntnis, daß Feldpostbriefe Teil der öffentlichen Darstellung des Krieges waren. Auf der Basis der ihnen eigenen Perspektive „von unten“, von der die Überzeugungskraft der erwünschten „authentic stories“ und „matter-of-fact-Berichte“ abhing,⁵² ist in der Forschung der Quellenwert des Feldpostbriefes über die nach wie vor bestehenden methodischen und empirischen Probleme hinaus in Frage gestellt worden. Bietet er nicht in erster Linie, indem er „den nicht nur täuschenden, sondern auch kontrollierenden

⁴⁸ Das hat freilich nicht verhindert, daß ein Heeresbericht, nämlich der vom 11.11.1914, zum Ursprung für einen der zähesten und besonders in der Zwischenkriegszeit leicht instrumentalisierbaren Kriegsmythen werden konnte: für den Langemarck-Mythos. Vgl. U.-K. Ketelsen, „Die Jugend von Langemarck.“ Ein poetisch-politisches Motiv der Zwischenkriegszeit, in: T. Koebner/R. P. Janz/F. Trommler (Hg.), „Mit uns zieht die neue Zeit“. Der Mythos Jugend, Frankfurt/M. 1985, S. 68-96.

⁴⁹ H.-H. Müller, Der Krieg und die Schriftsteller. Der Kriegsroman der Weimarer Republik, Stuttgart 1986, S. 11-20, S. 13.

⁵⁰ „Der große Rhythmus, der durch die Volksseele ging, fand in einem poetischen Stammeln jeden Feldpostbriefes seinen Niederschlag“. So etwas pauschal E. Dombrowski, Tagebücher, in: Berliner Tageblatt Nr.77 v. 16.2.1921, zit. n.: H.-H. Müller, Der Krieg, S. 310, Anm. 35.

⁵¹ T. Fontane, Der Krieg gegen Frankreich 1870-1871, 4 Bde., Bd.I: Der Krieg gegen das Kaiserreich (Bis Gravelotte, 18. August 1870), Zürich 1987, S. 489ff. Vgl. auch: G. Fischer, Feldzugsbriefe 1870/71, o.O., o.J.; Feldzugsbriefe aus Frankreich 1870/71 von T. Vatke, Berlin 1871. Vgl. zu Briefeditionen und zur Erinnerungsliteratur der Einigungskriege: T. Rohkrämer, Der Militarismus der ‚kleinen Leute‘. Die Kriegervereine im deutschen Kaiserreich 1871-1914, München 1990, S. 88ff.

⁵² Vgl. S. Sassoon, *Memoirs of an Infantry Officer*, London 1930, S. 213; H. Cysarz, *Zur Geistesgeschichte des Weltkriegs. Die dichterischen Wandlungen des deutschen Kriegsbilds 1910-1930*, Halle/Saale 1931, S. 69.

Blick von oben denunzierte“, eine Möglichkeit, jene „Verbindung von Kriegsrealität und Nahperspektive“ herzustellen, die den „Krieg mythisierte“?⁵³ Doch ist die These, die Nahperspektive mythisiere den Krieg, ja, camoufliere die leidende, passive Haltung der Opfer „als höhere Form der Aktivität“ nur begrenzt stichhaltig. Zu bedenken wäre, daß das gewiß vorhandene Mythisierungspotential der Perspektive von unten sich erst durch die ersichtlich allgemeine Folgenlosigkeit ihrer Darstellung im Hinblick auf die Kriegsverkürzung- bzw. Verhinderung entfalten konnte.

Damit ist das Feld für eine genauere Untersuchung der Geschichte dieser Quelle in Krieg und Nachkrieg bereitet, die auch eine des Mißbrauchs und der Instrumentalisierung ist. Und es wird Zeit, den Blick auf die historischen Bedingungen zu richten, unter denen dies geschehen konnte.

1.2. Die „Wiedergeburt des Briefes“ und des Augenzeugen - Feldpostbriefe als öffentliches Ereignis

Zur Jahreswende 1914/15 ließ, neben anderen, auch der Meulenhoff Verlag einen schnell zusammengestellten, ganz der Aktualität geschuldeten Band zum Weltkrieg ausliefern. In ihm sollte - die Dauer des Krieges war so unvorstellbar wie die Zahl seiner Opfer - die „Geschichte des Weltkrieges 1914“ in ihrem „historischen Wert“ ausgelotet werden. Dem aufnahmebereiten Publikum wurden Fotografien vom Kriegsbeginn und den ersten Schlachten sowie vorzüglich reproduzierte und ausklappbare Faksimiles von Bekanntmachungen, aber auch von den ersten „Feldzeitungen“ präsentiert. Ausdrücklich bemühte sich der Bearbeiter, „nach authentischen Quellen zu erzählen“; und dort, wo in der Ikonographie des Krieges die Zeichnung noch das Foto ersetzen mußte, waren „die Bilder nach Skizzen von Augenzeugen gezeichnet worden“.⁵⁴

Der Augenzeuge geriet mit Beginn des Krieges generell in den Mittelpunkt des Interesses. Und es schien zunächst, analog zum vorherrschenden Fortschrittsglauben, kongeniale Medien dieser Augenzeugenschaft wären vor allem das Foto und der Film. Ihr rasch genutztes militärisches Potential - Luftaufnahmen

⁵³ Vgl. H. Münkler, Schlachtbeschreibung: Der Krieg in Wahrnehmung und Erinnerung. Über „Kriegsberichterstattung“, in: ders., Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken, Frankfurt/M. 1992, S. 176-207, S. 192, S. 207 u. passim. Die Kritik entzündet sich letztlich aktuell an der die Kriegsberichterstattung bis heute bestimmenden und durch das Medium Fernsehen nur noch potenzierten, bloßen Suggestion des Authentischen. Historisch spielt sie auf die namentlich von Marc Bloch nach dem Ersten Weltkrieg konstatierte „Krise des Augenzeugen“ an, die er dann für die Heuristik der Mentalitätengeschichte fruchtbar zu machen wußte. Vgl. U. Raulff, Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch, Frankfurt/M. 1995, S. 210 ff. Vgl. auch: T. F. Schneider, Endlich die ‚Wahrheit‘ über den Krieg. Zu deutscher Kriegsliteratur, in: Text + Kritik, H.124: „Literaten und Krieg“, Oktober 1994, S. 38-51.

⁵⁴ Der Weltkrieg in Bildern und Dokumenten nebst einem Kriegstagebuch, zusammengestellt von H. F. Helmolt, Leipzig 1914, Vorwort.

für die genaue Sondierung im Vorfeld gezielter artilleristischer Angriffe etwa⁵⁵ - wurde in der Widerspiegelung des Krieges durch ihren dokumentarischen Charakter ergänzt. Er zeigte sich in unzähligen Fotoeditionen, privaten Fotoalben und einer schließlich zentralisierten Filmindustrie im „vaterländischen Interesse“.⁵⁶ Was von „Photokamera und Kinematograph“ in diesem Krieg erwartet werden konnte, faßte ein Zeitgenosse in die Worte, daß beide „der beste Geschichtsschreiber, weil der unbestechlichste, unbeeinflußbarste dieses Krieges hätte[n] werden können.“⁵⁷

Damit ist allerdings schon angedeutet, was zeitgleich für einige Filmkritiker unübersehbar geworden war: Der „Filmkrieg“ war immer auch schon ein künstlicher, verfälschender, in den regelmäßigen „Kriegswochen-Schauen“ der Kinos „zwischen sentimental und erotischen Alltagsquark“ gezwängt, selbst in „Prachtalben mit angeblichen ‚Wirklichkeitsbildern‘“ durch nachgestellte Szenen seines faktischen Wertes beraubt.⁵⁸ Die Klage über den ästhetischen Verfall von Foto und Film ging einher mit der Entzauberung seiner kriegsdokumentarischen Verlässlichkeit als einer mehr oder weniger planvollen Manipulation, deren schlimmste Auswüchse natürlich immer dem jeweiligen Feind unterstellt wurden. „Trotz aller Wirklichkeitshascherei“ blieben Foto und Film „nur ein armseliges Schattenbild der Wirklichkeit, das zu irrigen Vorstellungen über die Dinge verleitet.“⁵⁹

Diese Kritik hat bekanntlich nicht verhindern können, daß Film und Foto schließlich doch zu einer der wichtigsten ästhetisch, propagandistisch und nicht zuletzt auch privat genutzten Abbildungsmöglichkeit des Krieges gerieten. Zunächst aber kam vor diesem zeitgenössischen Hintergrund der Feldpostbrief zu neuen und gewichtigen Ehren. Er war nicht nur alltägliches Mittel der Kommunikation zwischen Front und Heimat, das gleichermaßen der emotionalen Stabilisierung getrennter Familien wie der davon abhängigen Stärke soldatischer Kampfmotivation dienen sollte. Bereits in den ersten Augusttagen erschienen die ersten Briefe in den Zeitungen, daraus kompilierte Editionen folgten und wurden schließlich durch eigenständige Sammlungen ergänzt. Allein in der

⁵⁵ A. Büttner, Die Photographie aus der Luft im Kriege, in: Die Umschau, 19 (1915), Bd.II, S. 528-530.

⁵⁶ Vgl. H. Barkhausen, Filmpropaganda in Deutschland im Ersten und Zweiten Weltkrieg, Hildesheim u.a. 1982, S. 21ff. Zu den Amateurfotos s. B. v. Dewitz, „So wird bei uns der Krieg geführt!“ Amateurfotografie im Ersten Weltkrieg, München 1989. Vgl. B. Hüppauf, Modern Warfare and its Representation in Photography and Film, in: KL/WL 4 (1992), H.8, S. 63-84.

⁵⁷ O. T. Stein, Der Krieg im Kino, in: Die Gegenwart, 88 (1916), S. 42-44, S. 44. Zur Kriegsphotografie des Ersten Weltkriegs als „Anschauungsfeld sowohl für das Problem der Erfahrung in historischen Quellen wie auch das der schwankenden Bedeutungen und verborgenen Wahrnehmungsfelder“ (S.208) s. B. Hüppauf, Kriegsphotografie an der Schwelle zum neuen Sehen, in: B. Loewenstein (Hg.), Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche, Pfaffenweiler 1992, S. 205-233. Einen Überblick zum historisch bedeutsamen Wahrnehmungsfeld der Kamera im Krieg bietet: J. Lewinski, The Camera at War. A History of War Photography from 1848 to the Present Day, New York 1978.

⁵⁸ O. T. Stein, Der Krieg im Kino, S. 43

⁵⁹ J. Gaulke, Kunst und Kino im Krieg, in: Die Gegenwart, 88 (1916), S. 618-620, S. 619.

Kriegssammlung der ehemals Königlichen Bibliothek Berlin, der „Kriegssammlung 1914“ (heute: Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin), sind 97 Editionen und Einzelpublikationen von Feldpostbriefen für die Jahre 1914-18 aufgeführt, wovon 57 bereits in den ersten beiden Kriegsjahren erschienen.⁶⁰ Durch ihre Publikation waren Feldpostbriefe ebenso rasch wie unbestritten zu einem öffentlichen Ereignis geworden.

Dabei speiste sich die vom Feldpostbrief ausgehende Faszination vorderhand aus der gleichen Quelle wie die des Films und Fotos. Denn im Grunde verbarg sich hinter dem Bedauern, im scheinbar unbestechlichen Zelluloid das Medium des unbestechlichen Augenzeugen nun doch nicht gefunden zu haben, ein immens starkes Bedürfnis nach ihm. Ein Bedürfnis, das durch den Feldpostbrief befriedigt werden mochte. Als unmittelbar am Ereignis Beteiligter verbürgte die Sicht des brieflichen Augenzeugen ein hohes Maß an Authentizität. War er es nicht, durch den der Front inmitten einer von Zensur, Lüge und Propaganda durchtränkten und verzerrten öffentlichen Meinung eigentlich Stimme und Gewicht gegeben wurde? Und das in einem „Volkskrieg“, in dem „moralisch jeder den Anspruch [hatte] mitzureden“?⁶¹ Konnte er nicht bieten, was die „Nervenzitelmassen“ Kamera und Fotoapparat (noch) nicht zu leisten imstande waren:⁶² einen nicht bloß kalt-mechanischen, womöglich allein dem materiellen Profit und der Propaganda geschuldeten, sondern seelenvollen Abdruck der „Kriegswirklichkeit“? Anders als Feldpostbriefe vermochten die eindrucksvollsten Filme und Fotos kaum etwas auszusagen „über die seelischen Vorgänge, die sich im Innern der handelnden Personen abspielen“.⁶³

Diese kurze Skizzierung zeitgenössischer Bedingungen, unter denen Feldpostbriefe und ihre Verfasser sich öffentlicher Wertschätzung erfreuten, klärt allerdings kaum ausreichend, warum und mit welchen Intentionen sich das Interesse auf den (Feldpost-)Brief konzentrierte. Wieso erlangte überdies gerade er Relevanz für die öffentliche Darstellung von Augenzeugenschaft? Um darauf eine Antwort zu bekommen, muß ein Blick zurück in die Vorkriegsjahrzehnte geworfen werden. Er zeigt Erstaunliches. Denn die suggestiv formulierten Hoffnungen, die sich an den Feldpostbrief knüpften, keimten vor dem Hintergrund einer Vorkriegsdebatte, in der privaten, persönlichen Briefen eigentlich keine Zukunft mehr eingeräumt worden war. Der Abgesang auf den Brief begleitet seine Geschichte zwar von jeher; sie wurde - und wird bis in unsere Tage hinein - kontinuierlich als eine des Verfalls charakterisiert.⁶⁴ In den Jahren vor 1914 war das

⁶⁰ Vgl. P. Berz, Weltkrieg/System. Die ‚Kriegssammlung 1914‘ der Staatsbibliothek Berlin und ihre Katalogik, in: KL/WL 5 (1993), H.10, S. 105-130.

⁶¹ W. Bauer, Der Krieg und die öffentliche Meinung, Tübingen 1915, S. 12.

⁶² H. Häfker, Der Ruf nach Kunst (1913), in: J. Schweinitz (Hg.), Prolog vor dem Film. Nachdenken über ein neues Medium 1909-1914, Leipzig 1992, S. 89-97, S. 96; R. Gaupp, Die Gefahren des Kino (1911/12), in: ebd., S. 64-69, S. 69.

⁶³ J. Gaulke, Kunst und Kino im Krieg, S. 620.

⁶⁴ Einschränkend, aber immer noch eindeutig, Helmut Hartwig in seinem vorzüglichen Überblick: Zwischen Briefsteller und Bildpostkarte. Briefverkehr und Strukturwandel bürgerlicher Öffentlichkeit, in: L. Fischer u.a. (Hg.), Gebrauchsliteratur. Methodische Überlegungen und Beispielanaysen, Stuttgart

nicht anders, aber zugleich doch von ganz besonderer Intensität. Dies betraf vor allem jene Erwartungen, die über den Brief als Botschafter der Seele gehegt wurden.

Die Stärke des Verdikts bemaß sich vornehmlich an der hochgelobten und eben wiederentdeckten „Briefkultur“ des 18. als dem „Jahrhundert des Briefes“. Namentlich die breit angelegte „Geschichte des deutschen Briefes“ von Georg Steinhausen (1889-1891) hat in dieser Einschätzung richtungsweisend gewirkt. Der Brief, so Steinhausen, wandelte sich im 18. Jahrhundert vom „kalten Blatt, das Nachrichten vermittelt“ zum

„willkommenen Platz, in Gefühlen und Empfindungen zu schwelgen. [...] Der Brief war kein ausgefülltes Formular mit herkömmlichen Wendungen mehr, [...], er war in der That der Abdruck der Seele.“⁶⁵

Es waren solche Befunde über das spezifische psychologische Interesse am Brief und seinen Themen im Zeitalter der Empfindsamkeit, die für Steinhausen den Verfall der Briefkultur im 19. Jahrhundert vorgezeichnet scheinen ließen. Einem Jahrhundert, in dem „das Gefühl von dem rastlos aufstrebenden Verstande, die philosophische Redseligkeit von der exakten Wissenschaft zurückgedrängt“ worden war. Steinhausen koppelte seine Klage über den dadurch verursachten Schwund der „Briefleidenschaft“ an eine allgemeine Kulturkritik:

„Eine rastlose Unruhe charakterisiert unser Leben. Und die raschlebenden modernen Menschen - trotzdem oder weil so ungeheuer viel mehr korrespondiert wird - haben nicht Zeit und nicht Lust zu Briefen nach Art des vorigen Jahrhunderts.“⁶⁶

Doch trotz dieser und anderer beredter Stoßseufzer über den Verlust des Briefes als „Seelenbesuch“, oder aber gerade der Freude darüber, daß die „Herzenergüsse“ durch die sachlich-geschäftliche Korrespondenz ausgetrocknet worden waren,⁶⁷ hatte sich im 19. Jahrhundert ein ausgeprägter postalischer Verkehr entwickelt.

1976, S. 114-126. „Es ist sicher keine gewagte Behauptung, wenn man sagt, daß der Brief als privates Kommunikationsmittel heute sehr an Bedeutung verloren hat.“ S. 114.

⁶⁵ G. Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Bde., Berlin 1889 - 1891, Bd.2, S. 245ff., S. 290. Vgl. für Frankreich: R. Chartier (Hg.), La Correspondance. Les usages de la lettre au XIXe siècle, Paris 1991.

⁶⁶ G. Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes, Bd.2, S. 408/409. Eine Einschätzung im übrigen, die Steinhausen gewiß korrigiert hätte, wenn ihm etwa die Korrespondenzen Theodor Fontanes oder Gustave Flauberts bekannt gewesen wären.

⁶⁷ Vgl. (Wilhelm) Campe's Moderner Muster-Briefsteller für den gesamten schriftlichen Verkehr. Neu bearb. v. E. Walden, 37. Aufl., Leipzig 1893, Vorwort. Vgl. H. Brunner, Neuester Universal-Briefsteller. Ein Ratgeber für jedermann, Reutlingen 1909. „Durch Briefe werden die meisten Geschäfte gemacht“. S. 3 (Einleitung). Vgl. auch: S. Ettl, Anleitungen zu schriftlicher Kommunikation. Briefsteller von 1880-1980, Tübingen 1984.

Er nahm, entsprechend wachsender Alphabetisierung, beständig zu und wurde begünstigt durch die allmählich einheitlich geregelte Organisation des Postverkehrs.⁶⁸ Dennoch waren Ursachen und Verlaufsformen dieser zumeist alltäglichen Briefe und Karten kein Thema in der Publizistik und Forschung der Zeit, obwohl in der normsetzenden Untersuchung Steinhausens die Korrespondenz der Unterschichten in zurückliegenden Jahrzehnten und Jahrhunderten durchaus berücksichtigt worden war. Erst der Weltkrieg sollte ihre Ausmaße zu Bewußtsein bringen und verbreitet belegen, als was bereits 1864 die Allgemeine deutsche Realencyklopädie den Brief „seinem inneren Wesen nach“ bestimmt hatte: als „ein Surrogat für das Gespräch“.⁶⁹ Der Krieg erzwang die Verschriftlichung dieser Gespräche, ein Weltkrieg zumal, in dem sich der Kreis der betroffenen Menschen endgültig auf die gesamte Gesellschaft erweiterte. Sie war nun nicht mehr,

*„wie noch 1870, Zuschauer und lediglich gemüthlich an den Taten des Heeres interessiert, sondern war [...] selbst beteiligt. In irgendeiner Form waren alle Männer, ja die meisten Frauen Krieger“.*⁷⁰

Vor diesem Hintergrund kann es nicht überraschen, daß der Erste Weltkrieg, „der so viele Menschen voneinandergerissen, die zusammenlebten“, auch als „Wiedergeburt des Briefes“ gefeiert wurde.⁷¹ Diese „Wiedergeburt“ aber belebte zugleich die am idealtypisch erhöhten 18. Jahrhundert orientierte Erwartung, in Briefen müsse die „freye, ungeheuchelte Sprache des Herzens oder der Seele“ hörbar werden.⁷² Sie sollte nun im Kriegsbrief als Abdruck der individuellen, aber auch - dem klassenübergreifenden, alltäglichen Briefwechsel der sogenannten kleinen Leute als Soldaten Rechnung tragend - als jener der „Volksseele“ ihren angestrebten authentischen Ausdruck finden.⁷³ Zum einen wurde die

⁶⁸ Vgl. B. J. Warneken, Populare Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung, Tübingen 1985, S. 12; R. Schenda, Alphabetisierung und Literarisierungsprozesse in Westeuropa im 18. und 19. Jahrhundert, in: E. Hinrichs/G. Wiegmann (Hg.), Sozialer und kultureller Wandel in der ländlichen Welt des 18. Jahrhunderts, Wolfenbüttel 1982, S. 1 - 20; O. Veredarius, Das Buch von der Weltpost. Entwicklung und Wirken der Post und Telegraphie im Weltverkehr, Berlin 1885, S. 299. Insgesamt erhöhte sich weltweit der Briefverkehr zwischen 1874 und 1894 von 3,3 auf 18 Milliarden Stück.

⁶⁹ Allgemeine deutsche Realencyklopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon, Bd.3, Leipzig 1864, S. 698. Auch diese Definition des Briefes war noch der normsetzenden, idealtypischen Briefkultur des 18. Jahrhunderts verpflichtet.

⁷⁰ F. C. Endres, Die Tragödie Deutschlands. Im Banne des Machtgedankens bis zum Zusammenbruch des Reiches. Von einem Deutschen, 3. Aufl., Stuttgart 1924, S. 283.

⁷¹ H. Ostwald, Der Brief, in: ILZ 1917, Bd. 148/2. Ostwald beschäftigt sich in dem dreiseitigen, reich bebilderten Artikel im Rückblick mit den segensreichen Auswirkungen, die der Krieg auf die Briefkultur hatte.

⁷² Steinhausen hat eine ganze Ahnentafel des spezifisch psychologischen Interesses am Brief des 18. Jahrhunderts zusammengestellt; vgl. G. Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes, Bd.2, S. 290.

⁷³ „Sollen jene herrlichen kostbaren Empfindungen und Schilderungen, jene Spiegelungen des großen Weltkrieges in der Volksseele der Vergessenheit anheim fallen? Nein!“ J. Meier/E. Fischer, Sammelt Soldatenbriefe!, in: Mein Heimatland. Badische Blätter für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Denkmal- und Heimatschutz, 3 (1916), S. 104. Zit. n.: B. J. Warneken, Populare Autobiographik, S. 13/14, Anm.13.

Schreibsituation im Krieg mit dem an sich schon verloren geglaubten „Genuß“ am Brief und der Muße zu seiner Abfassung gleichgesetzt. Zum anderen kamen (Kriegs-)Briefe als Resonanzboden für „alle Schwingungen der Seele“ wieder zu Ehren. In ihnen sei der „Reichtum seelischer Erregung“ zu fassen, durch sie könne die „Wärme der Empfindungen“ nacherlebt werden.⁷⁴

Allerdings nicht etwa die in der Briefleidenschaft des 18. Jahrhunderts idealerweise verankerte und unter anderem aus ihr resultierende „Selbsterkenntnis“ der „an Einfühlung interessierten Privatleute untereinander“, noch gar deren im Brief und seinen literarischen Formen geübte „Kritik an der öffentlichen Gewalt“ standen nun zur Debatte.⁷⁵ Es kann hier nicht nachgezeichnet werden, wie sich die darin spiegelnde „emphatische Selbstentdeckung“ im Verlauf der komplexen Entstehung bürgerlicher Öffentlichkeit bis ins 19. und 20. Jahrhundert hinein fortgesetzt hat oder wie sich die damit verbindenden Individualisierungsprozesse aus- und verformten.⁷⁶ Entscheidend wurde jedenfalls, daß die Verquickung der im Brief möglicherweise mitgeteilten privaten Gefühle und Empfindungen mit öffentlichen Belangen sich nunmehr in einer für den kriegsbereiten Staat instabilen Situation höchster „innere[r] Gesellschaftsabhängigkeit“ vollzog.⁷⁷ Nicht allein in Deutschland und dort nicht allein für den Reichskanzler Bethmann Hollweg nämlich stellte sich für den kurzfristigen Übergang vom kalten zum heißen Krieg die Frage, wie es eigentlich um die Ernsthaftigkeit „des patriotischen Empfindens“ stand.⁷⁸ Eine Frage, deren tausendstimmige Beantwortung

⁷⁴ H. Ostwald, Der Brief; J. Häußner, Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens im Schuljahr 1914/15. Beilage Nr.33 zu dem Jahresbericht, Karlsruhe 1915, S. 79-133, S. 79 („Feldpostbriefe“).

⁷⁵ Vgl. J. Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt/M. 1990 (1959), S. 114, S. 116.

⁷⁶ Vgl. K. H. Bohrer, Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität, München 1987, Einleitung. Vgl. G. Mattenklott/H. Schlaffer (Hg.), Deutsche Briefe 1750-1950, Frankfurt/M. 1988, S. 9 (Einleitung, S. 7-18); H. Hartwig, Zwischen Briefsteller und Bildpostkarte, S. 118. Für die Entstehung und Ausbildung bürgerlicher Öffentlichkeit im Übergang vom 18. zum 19. Jh. vgl.: H.-U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd.1, München 1987, S. 303 ff.; zum „subjektiven Faktor“ als Bestandteil des Individualisierungsprozesses im 18. und 19. Jh. und seinen Verankerungen in kollektiven, überpersönlichen Zielen mit Kontinuitäten bis ins 20. Jh. vgl.: B. Loewenstein, Problemfelder der Moderne. Elemente politischer Kultur, Darmstadt 1990, besonders S. 185 -213.

⁷⁷ Die Formulierung stammt von dem Soziologen Hans Joas. Sie bezieht sich auf den hellsichtigen Aufsatz Emil Lederers („Zur Soziologie des Weltkriegs“, 1915), der die Frage reflektiert, „wie es möglich ist, daß die innere Gesellschaftsabhängigkeit des Staates steigt“ - die nicht zuletzt aus der notwendigen Mobilisierung der Bevölkerung resultierte - „und gleichzeitig dieser scheinbar schwächer werdende Staat nach außen verstärkt als Machtstaat auftritt“. Vgl. H. Joas, Die Klassiker der Soziologie und der erste Weltkrieg, in: ders./H. Steiner (Hg.), Machtpolitischer Realismus und pazifistische Utopie. Krieg und Frieden in der Geschichte der Sozialwissenschaften, Frankfurt/M. 1989, S. 179-210, S. 195f.

⁷⁸ K. Riezler, Tagebücher, Aufsätze, Dokumente. Eingel. und hrsg. von K. D. Erdmann, Göttingen 1972, S. 180-193, passim; zit. n.: G. Mai, Das Ende des Kaiserreichs. Politik und Kriegführung im Ersten Weltkrieg, München 1987, S. 29, Anm.23.

in den Kriegsbriefen zu finden sein mochte. Zugleich konnte ihre Veröffentlichung den Briefautoren eine Beteiligung am kollektiv propagierten Selbstfindungsprozeß der Nation suggerieren. Dabei durfte nicht verloren gehen, woraus der Brief in diesem Prozeß seine Attraktivität bezog: sein Charakter als privates, persönliches Dokument mußte auch als Teil der Kriegsöffentlichkeit gewahrt werden. Nur so ließ sich die feldpostbrieflich veranschaulichte Selbstmobilisierung von unten als das eigenverantwortliche Handeln von Menschen in einem Krieg vermarkten, in dem sie bloße Objekte schon waren, noch ehe der Bewegungs- zum Abnutzungs- und Vernichtungskrieg eskalierte.⁷⁹

In diesem Sinne wurden Feldpostbriefe zunächst „weniger als historische Quellen“, sondern „als psychologische Zeugnisse“ gesehen. Denn sie „bekunden uns vor allem anderen“, wie der Psychologe Georg Wunderle es formulierte, ein daraus gewinnbares Profil der erwünschten Kriegsseele gleich mitliefernd, „das unerschütterliche Gottvertrauen und die starkmütige Vaterlandsliebe unseres herrlichen deutschen Heeres“.⁸⁰ Eng verquickt mit der rhetorischen Repräsentation des existentiell erlebten Krieges gerieten Feldpostbriefe zum wichtigen Bestandteil jener fiktiven Legierung, die aus der Verschmelzung subjektiv-privater und nationaler Identität hervorgehen sollte. Ihrer bedurfte der „Volkskrieg“ für seine Legitimierung jedoch offensichtlich ebenso dringend wie kurz zuvor der Akklamationen der Straße. „Die absolute Bejahung des Krieges aus der Notwendigkeit heraus“ mußte, wie es ein zeitgenössischer Kritiker im Hinblick auf die Wirkungsweise des Feldpostbriefes charakterisierte, „volksgemäßer umgestaltet [werden] zu einer Bejahung aus dem Schicksal und Willen des Einzelnen heraus“.⁸¹

Es war dieser Kontext, in dem die Briefautoren nicht primär als uniformierte Staatsbürger oder Angehörige wahrgenommen wurden, sondern als Augenzeugen des Krieges. Dabei war der Wert des Augenzeugen in den Vorkriegsjahren ebenso in Frage gestellt worden wie die Fähigkeit der Zeitgenossen zum gehaltvollen Brief. Die Kritik kam nicht von den Historikern. Seit dem 18. Jahrhundert, da die Geschichtsschreibung noch ganz im „Bannkreis der Augenzeugen-Authentizität“

⁷⁹ In dieser Entwicklung bahnt sich schon an, was Habermas vor dem Hintergrund der psychologischen (Brief-)Literatur des 18. Jahrhunderts als paradigmatischem Bezugssystem von Privatheit und Öffentlichkeit analysierte. Da in seiner Studie der Erste Weltkrieg und seine Auswirkung auf eine Veränderung dieses Bezugssystems fehlt, sieht er einen ersten Höhepunkt des vor allem durch die Massenmedien beeinflussten Prozesses erst in den späten 50er Jahren: „Die Problematik der privaten Existenz wird in einem gewissen Grade von der Öffentlichkeit aufgesogen, unter der Oberaufsicht publizistischer Instanzen wenn nicht ausgetragen, so doch ausgebreitet.“ Dies aber habe dazu geführt, „daß sich Öffentlichkeit selber im Bewußtsein des konsumierenden Publikums privatisiert; ja, Öffentlichkeit wird zur Sphäre der Veröffentlichung privater Lebensgeschichten,[...]“. J. Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, S. 248 ff., S. 263, S. 262.

⁸⁰ G. Wunderle, *Das Seelenleben unter dem Einfluß des Krieges. Eine psychologische Skizze*, Eichstätt 1914, S. 21.

⁸¹ W. v. Hollander, *Die Entwicklung der Kriegsliteratur*, in: *Die Neue Rundschau*, 27 (1916), S. 1274-1279, S. 1275.

stand, hatte sich das methodische Rüstzeug der Historie bedeutend erweitert. Doch bis zum Ersten Weltkrieg „blieb das grundsätzliche Vertrauen in die Möglichkeit des redlichen Zeugnisses im wesentlichen ungebrochen“.⁸² Die Demontierung des Augenzeugen begann vor 1914 vielmehr auf einem Gebiet, auf dem der brieflichen Zeugenschaft in der Kriegsöffentlichkeit besondere Wirksamkeit zugeschrieben wurde: dem der authentischen Vermittlung persönlichster Deutungen, Beobachtungen und Gefühle, kurz, im Bereich psychologischer Erforschung der Wahrnehmung. In der psychologischen Aussagen- und Zeugenforschung aber, die um die Jahrhundertwende herum entstand, war der Wert von Zeugenaussagen massiv angezweifelt und die Stichhaltigkeit der Zweifel durch Experimente mit zumeist studentischen Probanden belegt worden. Die Ergebnisse hatten sich auch schon in der gerichtlichen Begutachtung von Zeugen und Aussagen durch psychologische Sachverständige niedergeschlagen.⁸³

Zwar wurden dann im Verlaufe des Krieges eben diese Ergebnisse und die durch sie belegte Neigung ‚des` Augenzeugen ‚zur Entstellung, zu Fantasie und Irrtum‘ auch auf Feldpostbriefe angewendet.⁸⁴ Ihre und des Augenzeugen zu Beginn des Krieges favorisierte Bedeutung wurde davon jedoch wenig berührt. Das lag daran, daß zunächst nicht ein eher juristisch-historischer, sondern ein ‚christlich-metaphysischer Begriff des Zeugen‘ im Vordergrund stand, durch den das Erlebte wie in einer Offenbarung, als Bekenntnis den Weg zum Publikum finden sollte.⁸⁵ Bei weitem nicht jede Stimme von der Front zählte. Denn nicht die Teilnahme am Krieg allein, sondern der Grad innerer Beteiligung entschied über den Wert der Aussagen. Solche Bekenntnisse aber könnten, lautete die Vermutung, wirkungsvoll vor allem durch die seelische Dimension des Krieges abgebildet werden, legitimiert durch die Echtheit garantierenden Augenzeugen und vermittelt in Briefen, die emotionelle Subjektivität versprachen. Auf diese Weise verringerte sich die Kluft zwischen privater Existenz und öffentlicher (Kriegs-)Welt, zwischen individuellem Handeln und übermächtigen historischen

⁸² R. Koselleck, Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/M. 1979, S. 176-207, S. 184; U. Raulff, *Ein Historiker im 20. Jahrhundert*, S. 205-217, S. 207.

⁸³ Vgl. U. Undeutsch, Beurteilung der Glaubhaftigkeit von Aussagen, in: *Handbuch der Psychologie*, Bd. 11 (Forensische Psychologie), Göttingen 1967, S. 26-165, S. 27. Vgl. zum Komplex ‚Zeuge‘ und seiner Funktion in der Historie und der Rechtssprechung u.a.: *Handwörterbuch der Kriminologie*, Bd. 1, Berlin 1966, S. 205-231 (Forensische Psychologie).

⁸⁴ Vgl. F. van Langenhove, *Wie Legenden entstehen. Frankfurter-Krieg und Greuelthaten in Belgien*, Zürich 1917, S. 82 ff., S. 84. Langenhove nutzte Ergebnisse der Experimente, die im kriminalistischen Seminar Professor v. Liszts und im Verlaufe eines Psychologischen Vorkriegskongresses in Göttingen durchgeführt worden waren. Er untersucht u.a. die Schilderung angeblicher Greuel belgischer Freischärler in deutschen Feldpostbriefen und wie diese dann publizierten Briefe wiederum auf die Wahrnehmung neu an die Front kommender Soldaten wirkten.

⁸⁵ Vgl. U. Raulff, *Münsterbergs Erfindung oder Der elektrifizierte Zeuge*, in: *Freibeuter*, 1985, Nr. 24, S. 33-42, S. 34.

Entwicklungen. Eine Kluft, die schon die differenzierte, arbeitsteilige Vorkriegswelt geprägt hatte und insbesondere von Künstlern und Intellektuellen schmerzlich empfunden wurde. Der Beginn des Krieges beseitigte die psychosozialen Unsicherheiten und schuf - allerdings nur kurzfristig - allgemein verbindliche Deutungsmuster. In ihrer Folge fand etwa das Weltgeschichte-Machen des Gelehrten seine Ergänzung im Dabei-Sein-Dürfen des Kriegsfreiwilligen. Dies aber konnte bekenntnishaft kaum nur innerhalb der „Ideen von 1914“ dokumentiert werden, sondern weitaus wirkungsvoller in den Feldpostbriefen Kriegsfreiwilliger, die der Ideologie eine authentisch-subjektive Grundierung verliehen. Die Briefverfasser wurden zu Augenzeugen, ihre „Briefe [zu] Blutzügen“.⁸⁶ Eine Affinität, die im wortwörtlichen Sinne an ‚Glaubwürdigkeit‘ noch gewann, wenn der briefeschreibende Augenzeuge seine Kriegswahrnehmung durch Tod oder Verwundung gleichsam besiegelte.⁸⁷ Und dies in einem Rezeptionskontext, in dem die vom Augenzeugen möglicherweise mitgeteilten Gefühle und Empfindungen in Feldpostbriefen eigentlich durch das Briefgeheimnis, das auch im Ersten Weltkrieg nicht aufgehoben wurde, geschützt waren. (Vgl. II.2.) Trotz drohender juristischer Sanktionen konnte (und kann) das Briefgeheimnis nicht garantiert werden. Aber gerade die prinzipielle „Ungeschütztheit gegen jede beliebige Kenntnisnahme“, die den Brief auszeichnet, ließ „die Indiskretion gegen den Brief als etwas besonders Unedles empfinden“.⁸⁸ Obwohl diese Indiskretion durch die Publikation von Feldpostbriefen vor aller Augen praktiziert wurde, minderte dies doch kaum die Aura des Geheimnisses und steigerte die Attraktivität des Briefes als authentisches Zeugnis der Front.

1.3. Untersuchungsfelder

Es darf nicht übersehen werden, daß die aus dem kulturgeschichtlichen Vorkriegskontext und dem Zusammenhang des Kriegsbeginns destillierten Erwartungen an feldpostbriefliche Augenzeugen andere wichtige Bedeutungen der Feldpost ausblenden. Generell endete Augenzeugenschaft natürlich nicht dort, wo sie von der veröffentlichten Kriegsmeinung nicht mehr zur Kenntnis genommen

⁸⁶ O. Bie, Feldpostbriefe, S. 1605.

⁸⁷ Darauf haben jüngst wieder hingewiesen: M. Jeismann/M. Hettling, Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, in: G. Hirschfeld/G. Krumeich/I. Renz (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch, S. 186.

⁸⁸ Alles „Geschriebene“, insbesondere der Brief, besitze, so Georg Simmel 1908 in einem kurzen „Exkurs zum schriftlichen Verkehr“, „eine objektive Existenz, die auf jede Garantie des Geheimbleibens verzichtet“. Aber gerade „diese Ungeschütztheit gegen jede beliebige Kenntnisnahme läßt vielleicht die Indiskretion gegen den Brief als etwas ganz besonders Unedles empfinden, so daß für feinere Gefühlsweisen gerade die Wehrlosigkeit des Briefes zu einer Schutzwehr seines Geheimbleibens wird“. G. Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, 6. Aufl., Berlin 1983 (1908), S. 287 ff., S. 287.

wurde oder ihr aufgrund der schärfer zupackenden Zensur von vornherein öffentliche Aufmerksamkeit versagt blieb. Ihr Wert erschöpfte sich mithin nicht in der über Zeitungen und Editionen konsumierbaren Darstellung des Kampfes. Denn nachdem sich der Krieg zum Vernichtungs- und Materialkrieg entwickelte und kaum noch „gute Feldpost“ von der Front kam, von „dorthier“, wo Thomas Mann noch Ende 1914 „die ehrenhafte Wirklichkeit“ vermutet hatte, veränderte sich auch die Bedeutung feldpostbrieflicher Augenzeugenschaft.⁸⁹ So sehr die subjektive Sicht des Krieges geschätzt wurde - zeitgleich wuchs die Sorge, daß kritische Stimmen der Front in den unveröffentlichten Briefen Beachtung über die private Erbitterung hinaus gewinnen und die Motivation zusätzlich belasten könnten. Der Widerspruch zwischen offizieller, der Abbildung des heroischen Krieges verpflichteter Nutzung der Briefe und der ins Private abgedrängten Empörung oder Angst wurde in dem Maße unübersehbar, in dem sich die antizipierte authentische Widerspiegelung des Erlebten immer krasser von den eigentlichen Realitäten der Front und deren Wirkungen zu unterscheiden begann. Anders formuliert: Der nationale Konsens zwischen publizistischen Instanzen und Feldpostbriefautoren, der in den veröffentlichten Briefen aus nationaler Verantwortung heraus die Reichweite der Authentizität bestimmte, wurde auf der Ebene tagtäglich-privater Korrespondenz schon früh aufgekündigt. Die von nationalen, kriegsmotivierenden Rücksichtnahmen befreite Wahrnehmung der Front aber sollte sich rasch zum unkalkulierbaren Risiko entwickeln. Gegen Ende des Krieges schließlich hatte sich ein „in Jahren angespeichertes Material“ angesammelt, „dessen Veröffentlichung nur einen entsetzten Schrei [...] oder eisiges, erstarrtes Schweigen hervorrufen würde.“⁹⁰

All das waren zwar ebenfalls durch Augenzeugen legitimierte Botschaften des Krieges, aber als solche öffentlich nicht vermittelbar oder doch nur in militärisch eingeschränkter Weise. Es gilt daher, den Feldpostbrief als Medium leidender Menschen zu berücksichtigen, als „eine Art geistiger Untergrundbewegung, die hochkommt, wenn sich die Gesellschaft an der Oberfläche nicht mehr human gibt.“⁹¹ Faßbar wird dies vor allem darin, daß sich in Feldpostbriefen zunehmend alltägliche Nöte widerspiegelten. Eine Entwicklung, die mit massiven Klagen über die mangelhafte Arbeit der Feldpostbeförderung ihren Anfang nahm und bald in beredete Beschwerden mündete, etwa über die ungerechte Urlaubserteilung oder Verpflegung. Der unter anderem dadurch bestimmte, nie abreißende Briefverkehr und seine die Motivation von Soldaten und Angehörigen unterminierenden Deutungsmöglichkeiten aber waren weder mit allmählich zentralisierten, straffer durchgeführten Zensurmaßnahmen noch mit Feldpostbriefe auswertenden

⁸⁹ T. Mann, Gute Feldpost, in: ders., Aufsätze, Reden, Essays, Bd.2: 1914-18, Berlin/Weimar 1983, S. 30-33, S. 32. Zuerst ersch. in: Zeit-Echo. Ein Kriegs-Tagebuch der Künstler, München 1914, Heft 2.

⁹⁰ Anonym, Die Zermürbung der Front (von einem Oberarzt d. R.), in: Süddeutsche Monatshefte/Kriegshefte, Okt.1918-März 1919, S. 176-192, S. 178.

⁹¹ G. Jappe, Vom Briefwechsel zum Schriftwechsel, in: Merkur, 23(1969), H.252, S. 351-362, S. 362.

Stimmungsbeobachtungen wirkungsvoll in den Griff zu bekommen. (Vgl. II.)

Auf dieser Folie wird zu untersuchen sein, wie in der schnell vom Ersatz geprägten Kriegsgesellschaft Feldpostbriefe auf bloße Surrogate für die fehlenden Kriegererlebnisse einer noch von direkter kriegerischer Gewalt verschonten „Heimatfront“ reduziert wurden. Es begann die „Herrschaft des Feldpostbriefes“ (vgl. III.1.), in deren Schatten das Votum ‚des` Augenzeugen einzig Gehör fand, um die spürbaren Differenzen zwischen individueller, bedrohter Existenz und nationalem Handeln, das diese Bedrohung schuf, erträglicher zu gestalten. Wobei nicht unterschlagen werden darf, wie stark das Bedürfnis anfänglich war, freiwillig, etwa durch die Einsendung von Feldpostbriefen an Zeitungen, Teil dieser mentalen Sinnstiftung zu werden. In den publizierten Briefen wurde der Krieg durch den Augenzeugen erzählt bzw. erst erzählbar gemacht; sie waren Widerspiegelungen des Erlebten und nahmen zugleich Einfluß auf dessen kriegsöffentliche Vermittlung. Allerdings blieb auch diese öffentliche Darstellung des Krieges durch Feldpostbriefe immer eng verquickt mit ihrer Rolle als alltägliches Mittel der Kommunikation, in deren Kontext Klage und Beschwerde einen großen Raum einnahmen. Appelle in der Presse an das nationale Verantwortungsgefühl der Briefeschreiber und an das Lektüreverhalten der Empfänger in der Heimat sowie Zensurmaßnahmen griffen ineinander, um diese Entwicklung zu kontrollieren. Es wurde mithin versucht, Einfluß zu nehmen auf die Entstehungs- und Rezeptionsbedingungen der Kriegsbriefe.

Wirklich erfolgreich verliefen diese Versuche nicht. Die Verwerfungen zwischen erwünschter, durch feldpostbriefliche Augenzeugenschaft authentisch unterfütterter Kriegswirklichkeit und ihren tatsächlichen Auswirkungen waren kaum mehr zu glätten. Wie sich zeigen sollte, verfügte der „Augenzeuge“ als Produzent des Produktes „Feldpostbrief“ über ungenügende Produktionsmittel, kurz, über immer schlechtere Voraussetzungen, öffentlich goutierbare Zeugnisse der Kriegswirklichkeit zu erstellen. Wer immer nur Mißstände aufzählte oder sich endlich nahezu sprachlos an Entsetzliches erinnerte, der hatte sich bereits selbst dikreditiert, dessen Aussagen als Augenzeuge konnten allenfalls als Dokument für Versagen, für Morbidität und Dekadenz genommen werden.

Gleichsam personell exemplarisch wurde dies an den Kriegsfreiwilligen. Als favorisierte, idealtypische Briefautoren vermochte ihre hohe Bereitschaft zum bekenntnishaften Augenzeugenbericht mit ihrer rasch voranschreitenden Desillusionierung nicht Schritt zu halten. Thematisch eindrucksvoll hingegen zeigte sich die Fragmentierung des feldpostbrieflichen Augenzeugen auf jenem Gebiet, auf dem ihm im Zusammenhang des Vorkriegskontextes besondere Bedeutung zugeschrieben worden war. Der ursprünglich humane, wenngleich gewiß idealisierte Charakter des Briefes als „Offenbarung der Seele“⁹² verkam zum Objekt

⁹² G. Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes, Bd.2, S. 290.

bellizistisch motivierter Seelenerkundung. Zum einen konnten Feldpostbriefe nun dazu dienen, aus privaten Entblößungen kollektiv vermittelbare und um des ‚Durchhaltens‘ willen auch bald benötigte seelische Dispositionen herauszufiltern. Zum anderen wurde die immer wieder eingeforderte Durchleuchtung der „Kriegsseele“ in den brieflichen Augenzeugenberichten von den tatsächlichen Wirkungen des Maschinenkrieges auf die Psyche der Soldaten <D%0>überschattet. Der zu Kriegsbeginn geprägte Begriff des Feldpostbriefes als „psychologisches Zeugnis“ erhielt eine unerwartete Weiterung: Feldpostbriefe wurden zum Material in der militärpsychiatrischen Behandlung von Kriegsneurosen. (Vgl. III.2.)

Die während des Krieges erfolgte Inanspruchnahme des feldpostbrieflichen Augenzeugen nahm auch nach 1918 ihren Fortgang, trat aber in eine neue Phase. In der Nutzung des Feldpostbriefes wie gemeinhin in jener der ‚Stimme von unten‘ ersetzte nun das Primat der Erziehung zur Wehrfähigkeit das des Überlebens gegen eine ‚Welt von Feinden‘. Der Krieg, so die weitverbreitete Erkenntnis, war nicht mehr nur allein von technischen Innovationen und ökonomischen Ressourcen abhängig, sondern in ebenso starkem Maße von politisch-psychologischen, die über Stärke und Schwäche der Kampf motivation entschieden.⁹³ Sich ihrer im modernen Krieg zu vergewissern, bedurfte es unter anderem - parallel zu den angestrebten militärischen Annexionen - einer ‚Eroberung‘ der individuellen Wahrnehmung künftiger Kombattanten und des daraus resultierenden Kriegserlebnisses. Dabei verdichteten sich die erinnernde Wahrnehmung des Krieges sowie die nationalen Zukunftsentwürfe zu einem explosiven Gemisch. Die davon beeinflussten Plädoyers für eine emotionell ansprechende, anschauliche Abbildung des Krieges bedienten sich auch der Feldpostbriefe. Unter anderem mit ihnen sollten die aus der chaotischen Erfahrungs- und Gefühlswelt des Krieges gewonnenen Angebote zur ‚Überwindung‘ seiner Schrecken gleichermaßen stabilisiert wie volkspädagogisch ästhetisiert werden. Und es ist zu fragen, wie sich diese Entwicklung kriegsliterarisch, militärhistorisch und nicht zuletzt kriegspsychologisch in den Jahren der Republik auffächerte. (Vgl. IV.)

Die Fülle des Quellenmaterials, mit der die skizzierten Untersuchungsfelder für die Zeit des Ersten Weltkrieges und der Weimarer Republik bearbeitet werden müssen, reicht von veröffentlichten und nicht publizierten Feldpostbriefen über militärische Erlasse, Verfügungen, Stimmungsberichte und Denkschriften, parlamentarische Eingaben und Verhandlungen, Zeitungen und Magazine, kriegspsychologischen Studien, militärpsychiatrischen Abhandlungen bis hin zu militärhistorischen und kriegsliterarischen Verarbeitungen. Einschränkungen sind daher notwendig. Sie orientieren sich an den Fragen und Erwägungen, die jedem Hauptkapitel vorangestellt sind. Es wird dabei nicht der repräsentativ sowieso

⁹³ Vgl. W. Deist, Auf dem Wege zur ideologisierten Kriegsführung: Deutschland 1918-1945, in: ders., Militär, Staat und Gesellschaft. Studien zur preußisch-deutschen Militärgeschichte, München 1991, S. 385-429; O. Bartov, Man and the Mass. Reality and the Heroic Image in War, in: HM 1989, Nr.2, S. 99-122.

kaum einlösbare Anspruch erhoben, für die Zeit zwischen 1914 bis 1918 und für die 15 Jahre währende Phase der Republik eine lückenlose Geschichte der Weltkriegsdarstellung und ihrer Instrumentalisierung zu verfassen.

Grundsätzlich muß betont werden, daß weder das Hauptthema - der Zusammenhang zwischen Feldpostbrief und Augenzeugenschaft und deren Instrumentalisierung - noch die daraus folgenden Unterthemen in ihrer ganzen verfügbaren Quellenbreite abgehandelt werden können. Dies gilt insbesondere für die Feldpostbriefe. Ihre bloße Verwendung als Quelle läuft Gefahr, eine Griffigkeit des Zugangs vorzutäuschen, die angesichts der schier unüberschaubaren Vielfältigkeit und Verschiedenartigkeit des Materials - von simplen Mitteilungen oder emotionalen Ausbrüchen über Schilderungen der eigenen Seelenverfassung oder abgewogenen Berichten der Frontsituation bis hin zu auf den ersten Blick völlig kriegsfernen Themen - einfach nicht gegeben ist. Hinzu kommt, daß in den meisten veröffentlichten, aber auch in archivierten Sammlungen von Kriegsbriefen immer nur eine beschränkte und mitunter schon unter besonderen Gesichtspunkten gesammelte Auswahl zugänglich wird. Vor diesem Hintergrund bekommen die in dieser Arbeit betonten und pointierten Eigenschaften des Feldpostbriefes als Medium des Augenzeugen, das heißt, seine Rolle in der Darstellung des Krieges und als alltägliches Ventil für erlittene Ungerechtigkeiten oder traumatisierende Erlebnisse, einen relativierenden, das Material sortierenden Charakter.

Überdies werden Feldpostbriefe immer in einem konkreten Interpretationskontext genutzt. Für die Beurteilung der Briefzensur innerhalb der Armee beispielsweise waren den Feldpostverkehr und seine Kontrolle regelnde Erlasse, Befehle und Erfahrungsberichte zu berücksichtigen. Ebenso mußten die Zensurdebatten in der Presse, aber auch im Reichstag und in den Landesparlamenten beachtet werden. Die damit gebotenen Ausschnitte aus den Entstehungs- und Wirkungsbedingungen von Feldpostbriefen sind hier wie im Fortgang der Arbeit immer wieder an individuelle Fälle gekoppelt. Deutlicher sollte sich so abzeichnen, welche Auswirkungen sie für die in ihrem Wirkungsradius Handelnden haben konnten.

Ähnlich wie eben für die Briefzensur geschildert, wurde auch für die übrigen Untersuchungsfelder verfahren, wenngleich natürlich der veränderten Themenstellung angepaßt. So war es etwa unerlässlich, die literarische Kriegserlebnisdiskussion wenigstens zu skizzieren, um ermessen zu können, ob und in welchem Ausmaß Feldpostbriefe als Inbegriff des Augenzeugenberichts ‚von unten‘ zum Einsatz kamen. Wenn es dagegen um die Fragmentierungen des publikationsträchtigen Augenzeugen in den Bereichen der Kriegspsychologie und -psychiatrie geht, mußte wenigstens ansatzweise etwa die enge Verquickung mit diagnostischen und therapeutischen Praktiken in der Behandlung von Kriegsneurosen beachtet werden. Kurz, die Untersuchung wird von einer ständigen Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Erwartungs- und Interpretationsansprüchen durchzogen, die in Krieg und Nachkrieg an feldpostbriefliche Augenzeugen herangetragen wurden.